

R $\frac{76}{443}$

A. Reichert

Heitere Erzählungen aus dem Leben der Wolgakolonisten



~~~~~  
Zentra'-Verlag der Völker der Union d. S. A. A.  
Abteilung in Pokrowst A. S. A. A. der Wolgadentschen  
Pokrowst ————— 1929 ————— Moskau

---

Haupttitel. Nr. 64. Botrowf. Veft. Nr. 909—29. Aufl. 3000.  
Druckerei d. ZVBN d. ANR d. W-D.

---

## Gel, Gänsche, du host aach gheirat?

Der Krollich Jaschke war ein sehr gesunder Bursche. Raam 19 Jahre alt, hatte er ein Gewicht von 5 Pud ein paar Pfund und ein Gesicht wie Milch und Blut. Als er gelost hatte, sagte sein Vater: „Jaschke, du mußt heirate. Ich denk, e Braut hoste dr doch schon ausgesucht?“

„Wanns sei muß, kann ich heirate“, sagte der Jaschke oder Krolliche, wie er von allen im Dorfe genannt wurde.

„Was hoste denn vor ne Braut?“ fragte die Mutter, die sich stellte, als wüßte sie es nicht.

„Alle Leut im Dorf wisse des und des kimmt mr spaßig vor, deß ehre net wisse wollt“, sagte der Jaschke, „nor ich kanns euch jo aach sage: „ich will m Scharlotts Jaschke sei Berwel“.

„Die ist gut, groß un stark, un wie mr hört, soll se aach fleißig sei; vun sora Frau kann mr aach was vrlange“, sagte die Mutter. Die Frage wurde einstimmig, da Vater und Mutter nichts einzuwenden hatten, angenommen. Am nächsten Sonnabend sollte die Verlobung stattfinden und nach drei Wochen die Hochzeit. Wie gesagt, wurde es auch gemacht, und nach drei Wochen waren der Krolliche und seine Berwel Mann und Frau, hatten sich recht lieb und freuten sich des Lebens.

Einige Monate war das Glück dem jungen Ehepaar hold, da kam der Bruder des Glücks, das Unglück. Ganz unerwartet schlich sich der unerwünschte Gast in einer dunklen Nacht in das Haus. Der Krolliche wurde ernstlich krank, die Aerzte konnten nicht genau feststellen, was ihm fehlte. Einige Wochen lag er im Bette, dann konnte er aufstehen, doch war er noch so schwach, daß er nur mit großer Mühe durch den Hof gehen konnte. „Was ist schuld, daß ich krank bin? Solang wie ich ledig war, hot mr ka Finger weh getu, un jeß, daß ich gheirat hun, sein ich

immer krank; demnach is des Heirate die Ursach vun mei Krankheit." Diesen Gedanken konnte der Krolliche nicht mehr loswerden.

An einem schönen Herbsttage saß der Krolliche auf der Torbank und dachte eben über sein Leiden nach. Da kam eine Gänsefamilie anspaziert, Vater und Mutter als Führer voran, dann die Nachkommenschaft, schön in Reih und Glied nach Gänseart. Alle gingen so stolz einher, nur das letzte Gäschen in der Reihe kam kaum nach; es lahmtete, schleppte die Flügel und hielt auch den Kopf auf die linke Seite. Der Krolliche beobachtete die Gänse, und als das letzte, das kranke Gäschen, ganz nahe an ihm vorüberging, sagte er so ganz aufrichtig und voller Mitleid: „Gel, Gäsche, du host aach gheirat.“ — Dr Krolliche is gstorma, awer die Berwel lebt heut noch.

### Wenn ich Kaiser wär.

Zwei Bauernjungen hüteten die Pferde, und um sich die Zeit zu vertreiben, erzählten sie sich verschiedene Geschichten. Zuletzt sagte der Hannes: „Dr Kaiser hots doch gut, wann ich nor mol Kaiser wär.“

„No, was täst du dann do mache, wenn du Kaiser wärscht?“ fragte sein Kamerad, das Davidcha.

„Was ich mache tät? Ich tät mrs gut mache; alle Tag tät ich mr Kartoffel un Klump koche un mit frisch Butter schmelze.“

„Un wenn ich Kaiser wär“, sagte der David, „ich tät mrs noch besser mache.“

„No wie dann?“ fragte der Hannes.

„Ei, ich tät dr ganze Tag usm Heubode laihe un schloofe.“

## Praktische Durchführung der Revolution am Klößkessel.

Ein Kulak konnte auch nach der Revolution seine Ansichten und sein Benehmen den Knechten und Mägden gegenüber nicht aufgeben und behandelte sie jetzt wie ehemals.

Wenn er Klöße kochte, die während der Ackerrei bei unseren Bauern beinahe täglich gekocht und im Kessel geschmolzt werden, schmelzte er nur auf einer Seite. Schon die Form des Kessels ist zu solch einem Betrug geeignet, da die Butter auf einer Seite bleibt. Der Kessel wurde so gestellt, daß die Butterseite dem Kulaken zugekehrt stand. Dieser Kulak hatte einen geriebenen Knecht, der sofort diesen Betrug bemerkte und sich vornahm, dem Herrn eine gute Lehre zu geben. Eines Tages, als die beiden sich wieder neben den Kessel auf die Erde setzten, sagte der Knecht zu seinem Herrn: „Ich hun heit, wie ich hinnerm Pflug drei sein ganga, driver nochgdenkt, ob des woll woehr möcht sei, deß sich die Erde dreht? Wie mahnt ehr dann, Better?“

„Ja, des is woehr, die Erd dreht sich,“ sagte der Kulak.

„Demnach dreht sich die Erd so rum“, sagte der Knecht und drehte bei diesen Worten den Kessel so, daß die Butterseite vor ihm stand. Der Herr war verlegen und wußte im ersten Moment nicht, was jetzt anfangen. Doch endlich fand er einen Ausweg. „Ja, die Erd dreht sich awer net so rum, wie du do gdreht host, sondern so rum“. Dies sagend, drehte der Bauer den Kessel wieder so, daß die Butterseite vor ihm stand. „Ach so, demnach dreht sich die Erde immer noch dr rechte Seit“, dabei drehte der Knecht den Kessel in derselben Richtung weiter, bis die Butterseite wieder vor ihm stand, wobei er lächelte und fleißig Butterklöße aß.

Was jetzt machen?

Der Kulak konnte doch nicht zugeben, daß der Knecht die Butterklöße bekam und er, der Herr, die ungeschmolzenen. „Ja, ja, Konrad, die Erd dreht sich immer rechts“, und damit drehte er den Kessel mit der Butterseite nach sich zu.

„No, wenn sa sich awer so dreht, dreht se sich doch wahrscheinlich ganz rum, un ehr hot nor halb rum gdreht“, und Konrad drehte den Kessel wieder so, daß die Butterseite vor ihm stand.

„Dunnerwetter, loß sich die Erd dreha, wie sa will, und loß dr Kessel steh, daß mr fertig wern un kumma an die Arweit,“ schrie der Kulak und drehte den Kessel.

„Better, werd doch net böß, ehr wißt wol net, deß sich noch dr Revolution alles gdreht hot un immer noch dreht. Dr Kessel dreht sich so lang rum, so lang wie ehr uf aaner Seit schmelzt. Wann ehr uf zwaa Seite schmelzt, no bleibt steh. Hät ehre vrstanne, Better? Wie dr Nikolaus gregiert hot, war die Butterseit immer vor euch, un jez regiert die Sowetsmacht, jez drehe mr Arweiter dr Kessel rum.“

Ja, der Konrad hat recht — so lange es Klassen und Klassenunterschied gibt, so lange wird und muß es Klassenkampf geben, überall, auch beim Klößkessel. Das muß jeder Batrak wissen. (Den letzten Satz habe ich als Schlussfolgerung zur Nutzenanwendung hinzugefügt.)

### Sich, der hot die Woehrheit gsagt.

In Warenburg war ein Landvogt, der sich durch seine Dummheit und Grobheit auszeichnete. Er hatte eine sehr mangelhafte Bildung, war aber sehr stolz, so daß sich bei ihm das Sprichwort: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz“ voll und ganz bewahrheitete. Man sagte, und daran ist auch nicht zu zweifeln, daß er diese Stelle bekam, weil seine Frau eine gute Freundin eines Gutsbesizers war, der großen Einfluß bei hohen Beamten in Samara hatte.

Dieser Herr kam zur Schulprüfung in eine Dorfschule. Er examinierte die Schüler der ersten Abteilung, wobei er, auf einen Gegenstand zeigend, die Schüler fragte, wie dieser Gegenstand auf russisch heiße. Es ging auch alles glatt ab, die Kinder antworteten. Da führte ein Bauer ein Kamel am Schulgebäude vorbei, und der Herr Landvogt fragte, auf das Kamel hinweisend: „Was ist das?“ Ein Schüler, der die Hand gehoben hatte, wurde gefragt und gab eine befriedigende Antwort. Jetzt wollte der ehrgeizige Herr auch noch feststellen, ob die Kinder wissen, wer er sei, und ging von dem Kamel auf sich über. Mit der Hand sich auf die Brust zeigend, fragte er: „Wer bin ich?“ Ein Knabe hatte unaufmerksam dagesehen und hatte nicht gesehen, auf wel-

chen Gegenstand der gestrenge Herr hingewiesen hatte. Gerade ihn fragte der Herr Landvogt. Der Knabe sprang erschrocken auf, und da der russische Name des Kamels ihm noch nicht aus dem Kopfe gekommen war, sagte er mit lauter Stimme: „Ein Kamel“. Die Anwesenden, sowie auch die Kinder lachten laut auf, und der Landvogt wurde ganz verlegen. Ein Lehrer, ein Bolschewik, den ersten, den ich kennen lernte, war so erfreut über die Antwort, daß er sich hinreißen ließ und sagte: „Bot Istina (das ist eine Wahrheit), der hat ihn bei dem rechten Namen genannt“. Der Herr zitterte vor Zorn und Aufregung und verließ das Zimmer.

### Ich geh net meh in die Kawack.

Der Better Peter war ein starker Trinker: jeden Tag ging er in die Kaback, und auf dem Heimweg war für ihn die Straße nicht breit genug. Er hatte noch seine alte Mutter, die recht gläubig war. Ob nun von dem vielen Schnaps-trinken oder aus einem anderen Grunde, kann ich nicht behaupten, nur, wie dem auch war, der Better Peter wurde schwer krank, und seine Mutter suchte ihn zu befehlen. Er lag im Bette und stöhnte vor Schmerzen. Die Mutter stand vor dem Bette und machte ihm kalte Aufschläge, wobei sie immer sagte: „Gel, mei Sohn, wann de widder gsund werscht, gehste net meh in die Kawack“. Ob nun im vollen Ernste, oder um seine Mutter zu beruhigen und sie los zu werden, sagte der Peter: „Na, na, ich geh net meh in die Kawack, wenn ich nor mal wieder gsund sei“.

Nach einigen Wochen konnte er das Bett verlassen, doch war er so geschwächt, daß er nur mit größter Mühe durch den Hof gehen konnte. Die Mutter fragte ihn immer und immer wieder, ob er sein Gelöbniß auch halten werde. „Ich geh net meh in die Kawack“, sagte er.

Der Winter verging, und das schöne Frühjahr brachte neues Leben, und der Peter erholte sich auch zusehends. Eines schönen Tages schien die Sonne so hell, und am blauen Himmel war kein Wölkchen zu sehen, saß der Peter auf der Bank vor seinem Hause. Da kam der Wilhelm und setzte sich zu ihm. „No, Gum, bal biste gsund un mir könne aans alssemol trinka. Heut werschte jo noch net mitgehe“.

Wilhelm stand auf und ging in der Richtung auf die Kaback. Peter schaute ihm sehnsuchtsvoll nach, in ihm erwachte das Verlangen nach Schnaps. Er saß und überlegte, wie die Sache angreifen. Ja, jetzt hatte ers: es war ein Ausweg da. Er ging in den Stall, führte das Pferd heraus, setzte sich darauf, ritt in die Kaback, trank sich mit seinem Freund Wilhelm satt, und sein Schimmel mußte ihn vorsichtig nach Hause tragen. „Ach Gott, mei Sohn, du host jo bei Glöbnis gbroche“, sagte die Mutter, als ihr Peter, der nicht gerade gehen konnte, ins Zimmer trat.

„Na, na, Motter, ih huns net gbroche“.

„Jo, du host doch vrspoche, net meh in die Kawack zu gehe, un jez warschte doch dort“.

„Ich sein net ganga Motter, ich sein geritta, demnach hun ich mei Bsprecha ghalla.“

### Wie ich drhaam fort sein ganga, hotr noch a bische gschnuauft.

Der alte Stoffel war 75 Jahre alt, in seinem ganzen Leben war er nie krank, nur ein einziges Mal hatte er Zahnschmerzen. Er jammerte die ganze Nacht, und als der Tag graute, sagte seine alte Frau: „Stoffel, du mußt bei die alte Susanne gehe, die kann dr brauche“.

„Bei die Sus? Bei die geh ich awer net gern, dera kann ichs heut noch net vrzeihe, daß die mir e Korb gewehat, wie ich um se gfreit hun.“

„Jo, geh nor un loß dr brauche, ich sein froh, daß die drn Korb gewa hot, sunst hätt ich dich jo net kriet“, sagte seine Frau.

Der Stoffel ließ sich überreden und ging hin. Die Sus war noch nicht aus den Federn und der Stoffel mußte ernstlich ans Fenster klopfen, bis er sie wach hatte. Sie kam ans Fenster, und als sie den Stoffel erkannte, öffnete sie dasselbe und sagte: „Um Himmelswille, Stoffel, wie kimmst dann du so frieh doher, s is doch ka Unglück passiert?“



„Na, awer doch, ich hun Zahnschmerze un do sollst du mr brauche.“

„Ei no, des kann ich. Mach nor mal s Maul uff. Weller tut dann weh?“

„Dr allerletzte Backazoh uf dr recht Seit“, sagte Stoffel.

Die Sus steckte ihm drei Finger, so ungewaschen und dreckig sie waren, in den Mund, so daß der Zeigefinger auf den kranken Zahn kam, murmelte einige Worte und sagte: „So, jeh geh gleich haam, awer immer uf dr linke Seit; wann drn Mann bgegent, kannste antworte, wenn er dich grüßt, wann dr awer a Fraa bgegent, mußte a toll Wort sage un hortig weiter geh. Wenn de iwer dei Schwell gehst, mußte mitm linke Fuß erscht schritta un sage: „Ich geh ins Haus, Teufel un Zahnschmerze bleiwe drauß“. Stoffel machte sich auf den Heimweg, da dachte er: „Sollte dera ehra Finger net recht dreckig gwest sin?“ Und dieses denkend, hatte er auch schon einen bitteren Geschmack im Munde. Ihm wurde weh und er mußte sich erbrechen. Alle Vorschriften vergessend, lief er, so schnell er nur konnte, seinem Hause zu.

„No, du schnaufft jo, Stoffel, mr maant, du wärst hinnern Haas gwest“, sagte seine Alte.

„Geh weg, du Mißgubrt, du bist schuld, daß ich dorthi fein ganga un die mußt mr mit ehra dreckige Finger im Maul rumtasta, daß mr sich alle Därn im Leib rundrehe“. Solange der Stoffel lebte, war er von dem Aberglauben der Braucherei geheilt.

Stoffels Frau starb, als sie 60 Jahre alt war, und er blieb Witmann. Sein Sohn, der Philipp, hatte geheiratet und ein bitterböses Weib ins Haus gebracht. Als ihr Schwiegervater alt und immer älter wurde, sagte sie zu ihrem Philipp: „Mr maant, dr Alt wöllt ewig lewa“. Sie war ihn recht müde, den Vormund, der sich um alles kümmerte und immer sagte: „Noch sein ich Badder im Haus“. Als der Alte 75 Jahre alt war, erkrankte er ernstlich und konnte einige Wochen das Bett nicht verlassen. Er wurde immer schwächer und schwächer und alle dachten, er müsse an dieser Krankheit sterben. Einige Tage vor Weihnachten trat die Krise ein, die Fieberhitze ließ nach und er schlief sehr viel. Seine Schwiegertochter dachte aber, er sterbe bald, und ging jeden Tag einige Male in sein Zimmer, um nachzusehen, ob er noch nicht gestorben sei.

Am Dienstag, vier Tage vor Weihnachten, ging sie wieder in sein Zimmer. Der Alte lag ganz stille und schlief recht fest und sie dachte, er sterbe. Sie lief auf den Hof und sagte zu ihrem Philipp: „dr Alta sterbt ganz hortig, der schnauft nor noch a klaan bische, geh zum Schulmaaster und loss Totezaicher läute, doß mr n noch beerdige lossa könne vor dr Feiertag.“ Die Sonne war am untergehen, und deshalb lief der Philipp, so schnell er nur konnte, zum Schulmeister, um ja nicht zu verspäten. „Ich sein kumme, Schulmaaster, ehr sollt Zaiche läute vor mei Badder“, sagte der Philipp. „Ei no, do sags nor dem Nachbar Andres seine Jungen, die können läuten, und dann kommst du herein, daß wir alles einschreiben.“ Philipp tat, wie der Schulmeister befohlen und kam dann zurück. „Wann ist denn Ihr Vater gestorben, um wieviel Uhr?“ fragte der Schulmeister.

„Wie ich drhaam weg sein ganga, hot r noch a bische gschnauft, awer jez werdr jo tot sei“, sagte Philipp.

„Was sagen Sie?“ fragte der Schulmeister ganz erstaunt, „nun, wenn er aber jetzt nicht stirbt, was dann?“

„So, jo, der sterbt, mei Fraa saar, er tät nor noch bische schnaufe“.

Philipp ging heim und erkundigte sich sofort bei seiner Frau, ob der Alte schon gestorben sei. „Noch net, awer er sterbt bal“, sagte sie. Doch er starb nicht; am anderen Tag verlangte er Essen und von Tag zu Tag wurde er besser und lebte nach diesem Vorfalle noch volle drei Jahre und erzählte oft von der Braucherei der Sus und wie ihn sei Schnerch sterwa hat lossa“.

**Die Kameler brstehe net deitsch und net ruschich, die müsse mr bunn Hof.**

„Badder, ich un der Peter wolle nach Wiesenmüller usn Markt fahra un wolla par Kameler kaasa, die sein gut zum Schwarzackere“, so sagte dem Schneidershannes sein Karl zu seinem Vater.

„Ich waas net, ich hun an dera Tiern gar kaa Pläsier, ich denk, des gebt nor was zum ärgere, ich tät kaa kaase“, sagte der Better Hannes. Doch da die Söhne gern Kamele

haben wollten, so ließ sich der Alte überreden; nur sagte er: „Nor aans hall ich mr aus, ich will mit dena nig zu schicke hun“. Die Söhne des Better Hannes fuhren auf den Markt und kauften vier Kamele. Es vergingen einige Wochen, und jeden Tag lobten die Söhne bei ihrem Vater die Kamele. Eines Tages kam der Karl vom Felde gefahren mit zwei Kamelen und brachte Getreide. Als er abgeladen hatte und wieder zurück wollte, kam der Wächter und sagte, daß er heute im Sowet arbeiten müsse. Was machen, wie die Kamele auf das Feld bringen, damit die Arbeit nicht eingestellt werde? „Badder, ehr müßt die Kameler nausfahn, sunst stellt sich die Maschin“, sagte Karl.

„Ich kann doch net mit dene Trampeltiern fahre, die gehn am En noch dorch“, sagte der Vater. Doch sein Karl beruhigte ihn und sagte: „Die gehn ganz schön“. Endlich entschloß sich der Better Hannes zur Fahrt. Die Kamele gingen auch ganz schön, immer mit großen Schritten vorwärts. Als der Better Hannes noch einige Werst von der Tenne war, wollte er sich überzeugen, ob die Kamele auch schneller laufen können, und trieb sie an. „Guck nor amol, was die Tiern springe könne, dena raumts“, sagte der Better Hannes zu sich selbst. Unweit von der Tenne war ein tiefer Graben, durch den der Better Hannes fahren mußte. Als er schon ganz nahe an dem Graben war, wollte er, daß die Kamele langsam gehen sollten. Der Karl hatte vergessen, dem Vater zu sagen, daß er die Kamele bergab führen müsse, da sie nicht aufhalten.

„Br, br-r, br-r-r!“ schrie der Better Hannes, doch die Kamele schienen taub zu sein und trabten ruhig weiter. Es ging bergab, und der Better Hannes schrie wieder: „Br, br-r, br-r-r-r“, doch es half nichts, sondern ging je länger, je schneller. „Wahrscheinlich vrstehe die die Gäulsprach net. Ich muß mol die Ruhsprach schwätze“, und der Better Hannes schrie: „Hamelja da, Hamelja da“, doch die Kamele trabten weiter, und es ging so schnell, daß sich vor Angst seine Haare stellten. „Die vrstehe net deitsch, mit denne muß ich ruschich schwätze“, dachte der Better Hannes und er suchte in seinem Gedankenkasten nach dem betreffenden russischen Wort. Doch das war keine so leichte Sache, da er ja selbst fast nichts von dieser Sprache verstand. Doch endlich dachte er, das Zauberwort, durch das

er die Kamele zum Stehen bringen könne, gefunden zu haben und schrie so laut er nur konnte: „Postoi, postoi, postoi!“ Doch auch dieses half nichts, und die Kamele liefen bis in die Tenne, woselbst sie dann ohne Zuruf stehen blieben. Der Better Hannes hatte große Angst aushalten müssen und war ganz bleich. Er stieg vom Wagen und sagte: „Ich saar, löst mr die Trampeltiere vum Hof, awer naa, in meine alte Tage muß ich den Schreck dorchmache. Die Mißgebürter vrstehe die Gäulsprach net un aach die Ruhsprach net, no docht ich, vrlleicht vrstehe se ruschich un hun gfrische: postoi, postoi! aach des hun se net vrstanne; die könne net deitsch un net ruschich, die müsse mr vum Hof“.

### Die Gotteslästerung.

Der Sterkemichel war kei dummer Mann; wenn der net btrunke war, konnt jeder Mensch e vernünftige Wort mit m dischkeriere. Wenn der kaan Trinker gwest wer, wär er gwiß Vorsteher worn.

Seine Mutter sagte oft: „Michel, hör doch amol uff mit m Schnapstrinka, no gehts uns gut“. „Ach, Motter, uns gehts jo aach jez schun gut, grad so wie aach m Nachbar Andres. Wenn der Weihnachte hot, hun aach mer“, antwortete der Michel. Er hatte einen Schimmel, einen alten Gaul. Wie alt der war, wußte der Michel selbst nicht, und wenn ihn jemand fragte, wie alt der Schimmel sei, antwortete er: „Ich war net drbei, wie r uff die Welt koom, nor mitgelost hot r schun“. Da der Michel viel Geld zum Bertrinken nötig hatte, bekam der Schimmel nur Heu und Stroh; Kleie und Hafer waren für ihn unbekannte Dinge. Und der Michel, wenn ihm jemand sagte, er müsse seinen Schimmel besser füttern, antwortete: „Ja, der frißt jo kaan Hawer un Kleie“.

Der Michel hatte recht—der Schimmel fraß keinen Hafer und keine Kleie, weil er von allem dem nichts bekam. Nun, bei Heu und Stroh fristete der alte Gaul sein Leben und wurde endlich so schwach, daß Michel mit Mutter und Frau ihm beim Aufstehen behilflich sein mußten. Zulezt half auch diese Mithilfe nichts mehr, der Schimmel stellte sich

gar nicht mehr auf die Beine und nach einigen Tagen mußte er ins Gras beißen. Die Mutter, die zuerst am frühen Morgen in den Stall kam, war sehr erschrocken über dieses Unglück und lief sogleich zu ihrem Michel, um ihm die schreckliche Nachricht zu sagen. „Michel, Michel, hortig steh uff, dr Schimmel is kaputt; was wolle mr jez ohfange?“

„Wann r schon kaputt is, hot die Sach so kaan arch Eil, do kann ich dem doch net meh helpe, nor ich wollt, s wäre mr tausend Stück kaputt gange“, sagte der Michel.

„Ach Gott, Michel, was du dr wünschst, des is jo n schrecklich Gotteslästerung, du wünschst dr jo s größte Unglück“, sagte die Mutter.

„Naa, naa, Motter, des wär mei größt Glück, do könnt ich tausend Häut verkaafe, do rechnet nor amol zu 5 Ruwel die Haut, do hätt ich 5000 Ruwel, no ging mrs gut!“

### Bestrafe sie mit Gotteswort.

Ein Mann, der seine Frau jeden Tag schlug und mißhandelte, wurde von seinem Seelsorger, der davon Mitteilung bekam, zur Rede gestellt.

„Ja, Herr Pastor, die is net ghorsam, un ehr hätt doch selbst gsaat, wie ich mit ra vorm Altar gstanne hun, deß ich ehra Herr sei; des will die net oherkenna, un wenn ich sag, dr Mann is des Weibes Haupt, un do saar se: „un ich sein die Kron“ un do tu ich se allsemol bische zuffe. Doch des is so schlimm net.“

„Nun ja, Sie sind des Weibes Herr, aber schlagen sollen Sie Ihre Frau doch nicht. Sie müssen Ihre Frau ermahnen und mit Gottes Wort strafen, aber nicht mit der Faust und mit dem Stock,“ sagte der Herr Pastor.

„Ja, Herr Paster, söllt denn des aach helpe?“ fragte der Heinrich.

„Gewiß hilft das“, war die Antwort des Pastors.

„Ei no, do wer ichs aach so mache.“

Eines schönen Tages bekam der Heinrich wieder Streit mit seiner Ehehälfte über das Klößflocken. „Warum machst de die Klöß net so dick, wie ich se uff dr Stepp mach?“ sagte Heinrich.

„Uff dr Stepp kannste meinetwege die Klöß so dick mache wie dei dicke Kopp, nor drhaam koch ich so, wie ichs von meiner Mutter glernt hun, un die konnt gut kocher,“ sagte die Erlisbeth.

Sie hatte es ja gar nicht böse gemeint, aber weil sie sagte, wie dei dicke Kopp, war der Heinrich sehr beleidigt. Ein Wort folgte auf das andere, endlich sprang der Heinrich auf und sagte: „Wart, jez will ich mol des Mittel ohwenne, wu dr Pastor saat, ich will dich mol mit Gottes Wort strofe“. Er nahm die Bibel, band sie an ein Strickchen und schlug die Erlisbeth mit Gottes Wort gründlich durch, wobei er immer sagte: „Dr Pastor tät, des tät helfe“.

Der Heinrich nahm die Sache wörtlich, wie eben ein guter Christ sein muß: er muß blindlings glauben, was ihm sein Pastor sagt.

### Wie der Schulmeister R. 25 Rubel Zusatz bekam.

Schulmeister R. hatte eine sehr große Familie und wußte nicht, wie er die vielen Eßer durchbringen sollte. Gerne hätte er die Gemeinde um Zusatz gebeten, doch er fürchtete, man würde es ihm absagen oder man würde sich gar einen anderen Schulmeister suchen. Deshalb wagte er es nicht, diese Bitte vor die Gemeinde zu bringen, aber Zusatz bekam er doch, und zwar durch einen glücklichen Zufall. An einem Sonntagmorgen saßen der Schulmeister, der Dorfschreiber und der Dorflehrer, der zu jener Zeit auch, um sein Amt nicht zu verlieren, in die Kirche gehen mußte, beim Schulmeister im Zimmer. Es hatte schon zweimal geläutet und war schon nahe an der Zeit, in die Kirche zu gehen. Der Schulmeister hatte seine Bücher vor sich auf dem Tische liegen. Alles das, was er heute vorlesen wollte, hatte er durchgesehen und mit einem Papierstreifen gezeichnet. Kurz vor dem Zusammenläuten schnitt es dem Schulmeister durch den Leib und er mußte auf den Hof gehen. Von dort zurückgekehrt, sagte er zu seiner Frau: „Ich weiß nicht, Anne—Marie, ich habe Leibscherzen; hatte das Seewasser gekocht?“

„Ja, ja“, sagte seine Frau.

„Nun wenn es nur gekocht hatte, daß mir mein Magen keine Dummheiten macht.“

Während der Abwesenheit des Schulmeisters wollte der Lehrer dem Schulmeister einen Spaß spielen, zog den Papierstreifen aus dem Predigtbuch und legte ihn einige Blätter zurück.

Als es läutete, nahm der Schulmeister seine Bücher und ging in die Kirche. Alles leierte er nach der Vorschrift herunter und es ging glatt ab. Endlich griff er nach dem Predigtbuch, öffnete es, wo der Papierstreifen lag und fing an zu lesen, da er gewiß war, daß es die Predigt sei, die er sich ausgesucht hatte, und keine Ahnung von dem Streich des Lehrers hatte.

Er las: „Liebe Gemeinde, zum letzten Male stehe ich... ich... ich...“ er wollte einhalten, doch auch noch das Wörtchen „heute“ kam über seine Lippen. Es gab kein Zurück mehr, er hatte schon zuviel gesagt und las deshalb die ganze Predigt, eine Abschiedspredigt, der Gemeinde vor. Die alten Weiber hielten es für ihre Pflicht und Schuldigkeit, zu schneuzen und zu weinen. Für die ganze Gemeinde kam diese Abschiedspredigt so unerwartet, da der Schulmeister noch nie und nirgends davon, daß er die Gemeinde verlassen wolle, gesprochen hatte. Selbst seine besten Freunde und die Kirchenvorsteher wußten von der Sache nichts und konnten keine Aufklärung geben. Nach dem Gottesdienste ging der Schulmeister sofort aus der Kirche in seine Wohnung, warf die Bücher auf den Tisch und lief, den Kopf mit beiden Händen haltend, wie wahnsinnig im Zimmer auf und ab. „Was soll das geben, stellenlos, brotlos mitten im Winter, mit so viel Kindern?“ jammerte der Schulmeister.

Die Frau Schulmeister wurde, als sie aus der Kirche ging, von den Frauen umringt; sie mußte es doch wissen, warum ihr Mann fortgehen wolle. Doch auf alle Fragen blieb sie die Antwort schuldig, kam doch auch für sie die Sache so unverhofft und so unerwartet wie für alle anderen. Die Frauen, von denen sie fortzukommen suchte, um von ihrem Mann Erklärung über sein Geheimnis zu verlaangen, glaubten ihr natürlich nicht, daß sie von der ganzen Sache nichts wisse.

Als die Frau Schulmeister in das Zimmer trat, lief ihr Mann immer noch im Zimmer hin und her wie wahn-

finnig. Die Kinder, die sich ihm naheten, wies er mit groben Worten von sich. Der Schulmeisterin, als sie ihren Mann in solch jämmerlicher Stimmung sah, kam der Gedanke: der wird doch nicht verrückt sein? Und sie mußte sich erst zusammennehmen, um ihn anzureden. Doch endlich wagte sie es:

„No, lieber Mann, warum hast du mir nur nichts gesagt, daß du fortgehen willst? Du hattest doch noch nie Geheimnisse vor mir und jetzt so etwas.“

Ihr Mann unterbrach sie: „Warum nichts gesagt, dumme Frage, weil ich selbst nichts wußte; da muß der Teufel im Spiel sein; und daß es mir durch den Leib schnitt vor dem Gottesdienst, das war schon kein gutes Zeichen und das Vorspiel zu der ganzen Geschichte.“

So klar der Schulmeister auch sprach, seine Frau verstand davon entschieden nichts, und abermals kam ihr der Gedanke: sollte er nicht...? Sie konnten nicht weiter reden, da sie von dem eintretenden Kirchenvorsteher unterbrochen wurden. Der Vorsteher hatte die Hausväter zurückgehalten in der Kirche, um mit ihnen über die Sache von wegen dem Schulmeister zu beraten. Die Beratung war kurz. Ein alter Mann, der Einfluß bei der Gemeinde hatte, machte den Vorschlag: „Mr lossa den Schulmaaster net fort, wahrscheinlich willm a anner Gmaa meh gewa, un do seka mr etwas zu, daß er bleibt.“

„Seid r all einvrstanna?“ fragte der Vorsteher.

„Ja“, war die einstimmige Antwort der anwesenden Hausväter.

„No, do kann dr Kerchevadder niwer geh un kann froge, wieviel def dr Schulmeister zugeszt will hun.“

„Ja“, schrieen die Anwesenden.

Nun kehren wir zurück in die Wohnung des Schulmeisters.

„Die Gmaa hot mich gschickt, ich soll euch froge, warum def ehr fortgeh wollt; wanns euch zu wenig Gehalt is, do wolle mr euch zuseke, un do sollt ehr sage, wieviel Zusatz ehr hun wollt.“

Dem armen Schulmeister, der vor einigen Minuten trostlos im Zimmer umherlief, wurde es bei der Rede des Kirchenvorstehers so recht leicht ums Herz. Seine Augen glänzten, sein Mund lächelte und er sah ein, daß er seine Abschieds-



rolle weiter spielen müsse und daß er Erfolg haben werde. „Ich dank euch und auch der Gemeinde für die Anerkennung und das Entgegenkommen,“ begann der Schulmeister mit weicher Stimme und fuhr dann recht ernst fort: „Wie ihr wißt, habe ich eine sehr große Familie, und da die Gage so klein ist, daß ich nicht durchkommen kann, wollte ich eine andere Stelle annehmen. Doch jetzt sehe ich ein, daß ich beliebt bin, und weil mich die Gemeinde behalten will, so bin ich bereit zu bleiben, wenn mir die Gemeinde eine kleine Zulage macht.“

„No jo, wiewiel wollt r dann zugesetzt hun?“ fragte der Kirchenvorsteher.

„Fünfundzwanzig Rubel und drei Faden Holz; ich denk, das wäre nicht zuviel verlangt“, sagte der Schulmeister, um die Meinung des Kirchenvorstehers zu erfahren.

„Ich denk, des sezt die Gmaa zu; ich geh mal niwer un stell's dene alte Männer vor.“

Als der Kirchenvorsteher weggegangen war, sagte der Schulmeister zu seiner Frau: „Es ist kein Unglück so groß, es ist immer Glück dabei. Es scheint, die Sache, so dumm sie schien, endigt gut.“

„Nun, erkläre mir doch jetzt die ganze Geschichte,“ sagte seine Frau.

„Ja wie und was soll ich dir denn erklären, wenn ich selbst nichts weiß und verstehen kann.“

Nach einigen Minuten kam der Kirchenvorsteher und brachte die Nachricht, daß die Hausväter beschlossen hätten, ihm den verlangten Zusatz zu geben und daß sie jetzt auf Antwort warten, ob er bleiben wolle. Der Schulmeister ging mit dem Kirchenvorsteher in die Kirche und dankte den Versammelten für ihr Entgegenkommen und versprach ihnen, sein ganzes Leben hindurch bei ihnen zu bleiben, und die Sache war abgemacht. Froh ging der Schulmeister seiner Wohnung zu und neben ihm ging der Lehrer, der sich auch mit dem Schulmeister freute, doch immer dabei lächelte.

„Nun, Alexander Zwanowitich, heut mußt du eine Flasche Wein kaufen“, sagte der Lehrer, als sie im Zimmer waren. „Ja, das tu ich, wenn ich nur einmal den Zusammenhang der ganzen Sache wüßte und begreifen könnte.“

Doch mir ist alles wie ein böser Traum, der mit einem freudigen Erwachen endete," sagte der Schulmeister.

"Nun, ich kann Ihnen die nötige Erklärung geben, doch müssen Sie mir versprechen, daß Sie eine Flasche Wein kaufen werden."

"Ja, das verspreche ich, raus mit der Erklärung."

Der Lehrer erzählte dann ausführlich, wie er den Papierstreifen verlegt, um ihm, dem Schulmeister, einen Spaß zu spielen, daß er aber nicht wußte, das Zeichen bei einer Abschiedspredigt eingelegt zu haben. "Ich war selbst erschrocken, als Sie anfangen zu lesen, doch der Spaß hat ihnen ja 25 Rubel und drei Faden Holz eingebracht, deshalb werden Sie mir nicht böse sein und die Flasche Wein stellen."

"So, jetzt ist mir die Sache klar, so n Spaß würde ich mir jeden Sonntag gefallen lassen, wenn er auch nur immer so enden würde."

"Ich bin nur froh," sagte der Lehrer, "daß Sie nicht kopflos wurden und haben Ihre Rolle durchgehalten und ausgezeichnet gespielt."

"Ja, ich auch, nur jetzt heißt es, ein Schloß an den Mund legen, daß kein Mensch von der Sache etwas erfährt."

Am anderen Tag saßen der Schulmeister K. und der Lehrer zusammen und tranken ein Glas Wein und freuten sich über das gelungene Spiel, das keiner zu spielen beabsichtigte und doch spielen mußte.

Zum Abschied fügte der Schulmeister hinzu: "Ende gut—alles gut."

### Sie sein bei dr Wäsch.

Der Alexander Iwanowitsch war ein Mann, der immer die erste Person sein wollte, und ein Freund von ihm sagte: "Wenn der nicht Gott Vater ist", geht die Welt unter. Er hatte ja immer mit der lieben Not zu tun, aber das Reichthum konnte er nicht lassen. Er ging sehr gern zu Gast und da war er immer Hahn im Korbe. Er war ein Alleswischer oder gab sich den Schein eines solchen. Nun, wer gern Gast ist, muß sich auch auf den Besuch von Gästen gefaßt machen.

Es war am Osterfest. Da sagte er zu seiner Frau: „Heute bekommen wir Gäste, paß auf, daß du den Tisch schön deckst und alles, was du hast, aufträgst; einmal halten wir es aus“.

Die Wirtin gab sich auch die größte Mühe, doch so oft ihr Mann den Tisch überblickte, fand er immer etwas auszubessern. Endlich war alles in Ordnung und fertig, oder, besser gesagt, mußte fertig sein, weil die Gäste erschienen. Alle setzten sich an den gedeckten Tisch und aßen und tranken. Nur Alexander Zwanowitsch und seine Frau waren aus gewissen Gründen sehr bescheiden. Der Hauswirt suchte durch Erzählungen und Erklärungen seine Gäste zu unterhalten. Man konnte es ihm nicht streitig machen, daß er es meisterhaft verstand, sich aus einer kritischen Lage herauszuhelfen. Doch um so unbeholfener und verlegener war in einer solchen Lage seine Frau. Der Peter Zwanowitsch sprach sich sogar dahin aus, daß das Oberstübchen der Frau nicht geheizt sei und leer stehe. Nun, der Leser mag selbst urtheilen, ob der Peter Zwanowitsch recht hatte oder nicht. Nachdem abgegessen und auch alles aufgeessen war und die Gäste mit den Taschentüchern die vom Teetrinken naß gewordenen Lippen gewischt hatten, wollte der Alexander Zwanowitsch, der während des Essens den Alleswiffer gespielt hatte, jetzt zum Schlusse noch den Reichen spielen. „Ach, Frau, du hattest ja ganz vergessen, die Servietten (Mundtücher) aufzulegen“. Schon wollte er sich an die Gäste wenden, um seine Frau zu entschuldigen. Doch kam er nicht so weit, da ihm seine Frau zuvorkam und sagte: „Ja, wir haben ja gar keine“.

„Ich denke auch“, sagte der Peter Zwanowitsch.

Der Peter Zwanowitsch war der Einzige, der es wagte, dem Alexander Zwanowitsch zu widersprechen. Schon einen guten Hieb hatte er dem Großtuer während des Essens versetzt. Als Alexander Zwanowitsch ihn immer und immer wieder bat, er solle sich doch recht heimisch fühlen und noch ein Glas Tee trinken, sagte der Peter Zwanowitsch mit lächelnden Augen nach dem leeren Teller schielend: „Wasser tuts freilich nicht“. Die Gäste hielten sich nicht allzulange auf und nahmen Abschied von ihrem gastfreien Wirt.

An Magenüberladung litt in dieser Nacht keiner der Gäste, nach diesem Wassermahl, wie es der Peter Zwanowitsch nannte. Nun, mögen die Gäste sanft und ruhig schlafen, wir aber wollen noch einmal zurückkehren ins Gastzimmer zum Alexander Zwanowitsch und das Nachspiel von dem Gastmahl mitanhören.

„Du bist doch eine recht dumme Gans, du kannst dir aber auch gar nicht helfen“, sagte der Hausherr zu seiner Frau.

„Nun, was sollt ich denn sagen, wie sollt ich mir helfen, und ich kann überhaupt nicht verstehen, warum du immer so großtuerisch bist“, sagte das Frauchen ganz kleinlaut.

„Wie du dir helfen solltest? Nun ganz einfach. Als ich von den Servietten sprach, konntest du ganz einfach sagen: ja die sind bei der Wäsche. Das merke dir für die Zukunft in solchen Fällen“.

Die Frau vergaß diesen guten Rat ihres Mannes nicht, doch dadurch erwies sie ihrem Manne einen Bären-dienst.

Uebers Jahr war wieder Gastmahl beim Alexander Zwanowitsch. Diesmal fehlte es an Gabeln und Messern.

„Frau, du hast wohl die neuen Gabeln und Messer nicht gefunden?“ fragte Alexander Zwanowitsch und wollte seinen Gästen erklären, daß seine Frau diese Instrumente verlegt habe und nicht finden könne. Doch er kam nicht so weit, da seine Frau sich beeilte, um den vor einem Jahr gemachten Fehler auszubessern, und sagte: „Die sind ja in der Wäsche“. Natürlich bekam die Frau wieder Borwürfe, die sie nicht verdient hatte. Umgekehrt wäre es wohl richtiger gewesen, doch die arme Frau ist ja in solchen Fällen immer der Sündenbock.

### Wenn des glückt, is alle Leit gholse.

Die Wes Susanne wollte Kreppel backe, sie holte Mehl und machte den Teig zurecht, sparte nicht an Eiern und saurem Schmant, so daß es ausgezeichnete Kreppel geben mußte. Als sie alles fertig hatte, sagte sie zu ihrem Annchen:

„Geh, hol mol hortig dr Delekrug rei“. Das Annchen ging nach dem Krug und brachte ihn nach einigen Minuten der Mutter. Doch o weh, der Krug hatte nicht nur oben, sondern auch unten ein Loch, von dem kostbaren Del, das die Wes Susanne jetzt so nötig brauchte, war nicht ein Tropfen mehr im Kruge. Wäre die Wes Susanne im Dorf gewesen, so hätte ja der Not abgeholfen werden können, aber sie wohnte mit ihrem Manne und ihrer Tochter auf dem Felde, weit ab vom Dorfe. Was machen? Ihr Mann, der Philipp, wurde zu Räte gezogen, doch auch er schien keinen Ausweg zu finden.

„No, jez sein die schöne Kreppel verlore, ich kann se net backe“, jammerte die Susanne.

Der Philipp saß da und suchte nach einem Ausweg, nach einer Rettung für die Kreppel. Endlich hob der Philipp den Kopf und sagte: „Waaste was, Ulti, back se doch in Wasser, daß dr Teig net verlore is“.

„Na, wu geht nor des, ich hun meiner Lebtag so was noch net ghört“, sagte die Wes Susanne.

„Ich man, des ging, mr kocht jo doch aach die Klöß in Wasser, probier nor mol, wenn se aach net braun wern, gar wern se gwiß.“ Die Susanne ließ sich überreden, stellte Wasser auf und als es kochte, nahm sie einen Kreppel und legte ihn ins Wasser, wobei sie sagte: „Philipp, Philipp, wenn des glückt is alle Leut gholse und du kriest n Medall“.

**Piewer Gott, wenn de ohfängst zu segne, no waast de jo net, wann du uffhöre sollst.**

Zehn Jahre hatte Hanneswilm schon geheiratet und noch immer hatten sie kein Kind. Der Annlisbeth lag das wie ein schwerer Stein auf dem Herzen und sie war sehr besorgt und dachte schon, daß ihre Ehe kinderlos bleiben werde. Oft sagte sie zu ihrem Hanneswilm: „Wenn ich nor aa Kinde hätt, do wär ich jo schon zufriede“.

„No, was net is, kann jo noch wern; du bist jo noch net aus dr Rinnerjohre haus, du kannst noch vill Rinner

krieje“, tröstete der Hanneswilm seine besorgte Frau. Im ersten Jahr kehrte denn auch das lang ersehnte Glück beim Hanneswilm und seiner Annlisbeth ein. Die Annlisbeth bekam oft Hunger nach Sauerkraut und dergleichen Leckerbissen, auch mußte sie eines schönen Tages aus der Kirche gehen vor Schluß des Gottesdienstes, also lauter solche Erscheinungen, die ihren Grund und ihre Ursache haben. Die alten Frauen, die große Erfahrung in dieser Hinsicht haben, sagten: „Mit dr Annlisbeth is was los, der gehts so wiem Abraham seiner Sarah“.

Nun, ich will die Leser nicht so lange warten lassen, wie die Annlisbeth auf ein Kind warten mußte, muß aber sagen, daß die Annlisbeth auf ein Mädchel wartete und der Hanneswilm auf einen Buben, weil die Landumteilung bevorstand. Die Annlisbeth wurde endlich Mutter. Der Hanneswilm mußte in dunkler Nacht die Großmutter rufen, und er tat es ohne Murren. Er war also ein besserer Eheherr als der Fedka. Dem seine Frau hatte auch die Großmutter nötig, und zwar um zwölf Uhr nachts. Sie weckte ihren Fedka, teilte ihm die Neuigkeit mit und bat, doch schell die Großmutter zu rufen, da sie schon starke Behen habe. „Wart bis morge früh“, sagte der Fedka, „mer leit's gor net oh, in dere dunkle Nacht im Dorf rumzuspringe“.

Nun, der Hanneswilm rief die Großmutter, doch die Annlisbeth gebar sehr schwer, und zwar erst am anderen Tage. Der Hanneswilm war sehr besorgt um seine Annlisbeth. Er ging betrübt umher und murmelte immer vor sich hin: „Wenn se nor net sterbt...“

Der Hanneswilm war auf dem Hof, da kam die Großmutter auf die Treppe und schrie: „Hanneswilm, a Bübche!“.

„Gott segns — sagte der Hanneswilm und freute sich, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen war. Nach einer kurzen Weile erschien die Großmutter wieder auf der Trepp und schrie: „Hanneswilm, aach a Mädche!“

„Gott segns“, sagte der Hanneswilm, doch schon nicht so laut wie das erste Mal.

Wieder verging eine knappe halbe Stunde, da erschien die Großmutter wieder auf der Treppe und schrie: „Hanneswilm, noch a Mädche!“.

Ueber diese dritte Nachricht erschraut der Hanneswilm, er blickte zum Himmel und sagte so recht ernst: „Giewer Gott, wenn de ohhängst zu segne, waaste jo aa net, wann de ushöre sollst ...“

### **Ich nimm je alle drei.**

Der Bürger X wollte, nachdem er viele Bräute gehabt hatte, heiraten. Doch das ging nicht so leicht, wie er dachte. Die Sache verhielt sich nämlich so: Seine erste Braut hatte ein Knäblein von zwei Jahren, seine zweite ein Mädchel von einem Jahr und die dritte Braut war in guter Hoffnung, bald Mutter zu werden. Als die erste Braut erfuhr, daß der Wilde X (so wurde er im ganzen Dorfe genannt) heiraten wollte, legte sie Protest ein und klagte beim Volksrichter gegen den Wortbrüchigen, um Alimente zu erhalten. Die zweite folgte diesem Beispiele, und der Volksrichter richtete die Sache so ein, daß die Angelegenheit gleichzeitig verhandelt wurde. Die dritte Braut, die hoch daher ging, wurde als Zeugin einberufen. Der arme Wilde stand somit drei Frauen gegenüber, die alle drei das Recht hatten, Anspruch auf ihn zu machen.

Als Gott der Herr dem Adam aus einer Rippe die Eva gemacht hatte, wie das in der Bibel steht, soll der auch nicht ganz zufrieden gewesen sein, und in einem Berschen heißt es: „und als der Adam vom Schläse erwacht und ihn sein holdes Weibchen anlacht, sprach er: „Herr, nimm mir alle Rippen raus und mach mir lauter Weiber draus“. Allem Anschein nach gab es zu jener Zeit noch keine Alimetegeze und der Adam hatte gut wünschen. Nun wie dem auch sein mag, der Wilde hatte dieselben Ansichten wie sein Urgroßvater Adam, wie der Leser aus der Gerichtsverhandlung sehen wird.

„Nun, Gen. Wilder, die Bürgerin A. klagt Sie an, daß Sie ihr wortbrüchig geworden, daß Sie der Vater ihres Kindes seien und jetzt eine andere ehelichen wollen. Sind Sie bekannt mit dieser Bürgerin? Was sagen Sie dazu?“

„No jo“, sagte der Wilde, „des war mei erst Braut, ich kenne sie, wahrscheinlich is aach des Kind von mir“

„Nun gut, aber die Bürgerin B. macht dieselben Ansprüche. Hatten Sie auch mit ihr ein Verhältnis?“

„Jo, Genossener Richter, des war mei zweit Braut, un ich denk, des Kind wär aach von mir“, sagte der Wilde ganz offen und ehrlich.

„Nun, und diese, die Bürgerin D., ist ihre dritte Braut?“ fragte der Volksrichter.

„Jo, des is so, Herr Genossener Volksrichter“, antwortete der Wilde.

„Welche von den dreien wollen Sie denn nun nehmen?“ fragte der Volksrichter.

„No, wenn ehr nix drgege hot, nimm ich se alle drei. Dr König Salomon hat jo paar hunnert, do werds mer doch drei trage uff mei Saal“, sagte der Wilde und lächelte fein vor Freude, daß er aus der Bibel gesprochen hatte.

„Nun ja, können Sie denn drei Frauen unterhalten?“ fragte der Volksrichter.

„Wenn ich die aach net unterhalte kann, no könne die mich jo unnerhalle.“

„Das Gesetz verbietet die Vielweiberei und Sie können nur eine Frau nehmen, den anderen müssen Sie Alimente zum Unterhalte und der Erziehung der Kinder zahlen. Was haben Sie für Vermögen?“

„Alles, was ich hun, hun ich bei mer, nor mei Strohsack, mei Kischen, wu ich vun meiner Mutter geerbt hun, un noch n alt gsteppt Deck; nor die hot wenig Wert, weil se ganz voll Löcher is, so daß hunnert Kage kaa an Maus drin fange“, sagte der Wilde.

„Nun ja, Sie haben vielleicht bares Geld?“ sagte der Richter.

„Wann ehr am helle Tag mit dr Laterne mei Säck aussuche tät, tät ehr doch kaans finne.“

Nach kurzer Beratung mit den Weisigern machte der Volksrichter die Entscheidung bekannt: Sechzig Rubel Alimente jährlich für jedes Kind, bis sie volljährig sind.

„O weh“, sagte der Wilde halblaut, „des wär n teuer Pläffier, do is es doch gut, daß ich nix hun.“



„Sie sind wohl mit dem Urtheilsspruch nicht zufrieden?“ fragte der Volksrichter, der gehört hatte, daß der Wilde etwas gesagt hatte.

„Jo, jo, Herr Genossener Richter, ich hun nig gegen den Urtheilsspruch einzuwende, nor mit dem Bezahle werds happere.“

### Der Vater A. und sein kluger Hund.

Wenn ich dieser Erzählung ein Plätzchen in diesem Büchlein einräume, so nicht etwa deshalb, weil ich glaube, daß sie auf Wahrheit beruht, sondern deshalb, weil das, was man dem Hunde in den Mund legt, was er gesagt haben soll, eine unumstößliche Wahrheit ist, die jeder gute Christ, ohne daran zu zweifeln, glauben kann. Die Geschichte vom Vater seinem klugen Hund wird in vielen Dörfern erzählt, und ich schreibe sie so nieder, wie sie mir erzählt wurde.

Also, ein Vater hatte eben einen sehr klugen Hund, der in mancher Hinsicht seinem Herrn nicht nachstand, sondern denselben sogar übertraf. Wenn der Better Hannes, der ein leidenschaftlicher Jäger und Hundsnarr war, den Vater besuchte, und er besuchte ihn oft, so sprachen die beiden immer von dem klugen Hund. Der Better Hannes beobachtete den klugen Hund, doch dem Vater und seiner Magd, der schönen Ammi, schenkte er auch die nötige Aufmerksamkeit. Es wäre ja auch nicht schön und unchristlich gewesen, wenn der Better Hannes des Vaters Hund dem Vater und der schönen Ammi vorgezogen hätte. Nein, so etwas ließ sich der Better Hannes als guter katholischer Christ nicht nachreden. Nun, er beobachtete Hund und Vater und mußte feststellen, daß der Hund sehr klug und der Vater nicht dumm waren. Einmal war der Better Hannes wieder beim Vater. Sie saßen zusammen und beobachteten und lobten den klugen Hund. Da erschien im Nebenzimmer die schöne Ammi und gab dem Vater einen Wink, den der Geistliche auch sofort verstand. Allem Anschein nach war er in der Zeichensprache sehr bewandert. Er ging sofort ins Nebenzimmer zur Ammi, die ihm etwas ins Ohr beichtete. Die

Beichte schien dem Pater gefallen zu haben; denn er strich der Ammi mit der linken Hand über das blonde Haar und die rechte legte er ihr auf die Brust gerade dorthin, wo man den Herzschlag spüren kann. Der Pater dachte, der Better Hannes beobachte den klugen Hund; doch der schielte mit einem Auge durch die halbgeöffnete Thür und hatte gesehen, daß der Pater der schönen Ammi nach der Ohrenbeichte Trost spendet hatte.

Der Better Hannes sagte ganz leise so zu sich selbst: „Dem Pater sei Hund is klug un dr Pater net dumm“.

Der Pater kehrte in das Gastzimmer zum Better Hannes zurück, und sie sprachen wieder über die Klugheit des Hundes.

„Wenn das Tier sprechen könnte,“ meinte der Pater, „dann wäre es ein fertiger Mensch.“

„No loßt n doch lerne, ehr könnt's jo, ehr hätt jo die Mittel,“ meinte der Better Hannes.

„Nun ja, wenn es nur einmal solch eine Hundeschule gäbe, ich würde den Packan lernen lassen,“ sagte der Pater.

„Ehr hätt wohl noch net ghört, daß in Saratow sone Schule is. Da waas ich meh wie ehr. Ich war selbst drin uff dr Hundsausstellung un hun ghört, wie die schwäka.“

„Ist's möglich?“ fragte der Pater ganz erstaunt.

„Jo, jo, Herr Pater, des is so, die nemma 50 Ruwel vum Hund; in drei Monate, wenn er klug is, kann er schwäka.“

„Da muß der Packan nach Saratow. Wollen Sie ihn hinbringen?“ fragte der Pater.

„Ich kann Ihne den Gefalle tun, ich sein klannt dort drin mit dem Hundsdirektor,“ sagte der Better Hannes.

Sie waren sich bald einig, tranken eine Flasche guten Abendmahlswein auf gut Glück und schieden von einander. Am anderen Morgen fuhr ein Schlitten durch die Straßen, auf dem der Better Hannes und dem Pater sein Packan saßen. Das Lehrgeld und den Fuhrlohn hatte der Better Hannes in der Tasche, und das war ja für ihn die Hauptsache. Nach zwei Tagen kehrte der Better Hannes von Saratow zurück, doch ohne den Packan, den hatte er für hundert Rubel verkauft. Am Abend ging er zum Pater und erzählte ihm, daß alles gut abgelaufen sei: „Die Herren in Saratow haben die Klugheit Ihres Packan sehr bewundert,

und das Examen hat er ausgezeichnet bestanden. Die 50 Rubel Lehrgeld habe ich dem Direktor gegeben, nur das Kostgeld, 25 Rubel, soll ich mitbringen, wenn ich den Packan abhole. Bis Weihnacht hotr ausglernt."

Die drei Monate vergingen.

Einige Tage vor Weihnachten kam der Better Hannes zum Pater und sagte: „Ich will jek nach Saratow fahre, daß mer dr Christowend drhamm sei“.

Der Pater war mit diesem Vorschlag einverstanden und gab dem Better Hannes die 25 Rubel Kostgeld, zehn Rubel Fuhrlohn und zur Deckung der Auslagen. Der Better Hannes fuhr nach Saratow, woselbst er bei einem Jäger und guten Freund, dem er den Packan verkauft hatte, anfuhr. Diese beiden tranken eins auf des Paters Wohl, und als der Better Hannes sich auf den Heimweg machte, sagte er noch einmal zu seinem Freund: „Salt nor des Tier gut fest, daßr dir net dorchgeht“.

Der Better Hannes hatte, wie auch das erste Mal, für des Paters Geld gute Einkäufe gemacht und fuhr frohgemut der Heimat zu. „Spring, Schimmel, spring, daß mer haam kumme, ich un du hun heut gut ordient. Ja, ja“, sagte er zu sich selbst, „dem Pater sei Packan is klug, dr Pater is net dumm, doch ich hun aach was im Dwerstübbe“.

Der Pater wartete sehnsuchtsvoll auf seinen Packan und war sehr erfreut, als ihm die schöne Ammi sagte, soeben sei der Better Hannes durchs Dorf gefahren. Und wirklich, sie hatte sich nicht geirrt—der Better Hannes war angekommen und nach einer Stunde erschien er auch beim Pater, doch ohne den Packan, auf den der Pater so sehr gewartet hatte und von dem er hoffte, er werde ihm frohe Weihnachten wünschen.

Der Better Hannes trat ganz betrübt ins Zimmer, und der Pater konnte gleich feststellen, daß etwas vorgefallen sei, umso mehr, da der Better Hannes ohne den Packan erschienen war.

„Nun, erzählen Sie, wie es Ihnen ging“, wandte sich der Pater an Better Hannes, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte.

„Gut und schlecht“, sagte der Better Hannes, „macht nor mal alle Türe fest zu, no will ich euch vrzähle.“

Nachdem diese Vorsichtsmaßregel ausgeführt war, erzählte der Better Hannes folgendes: „Ich koom noch Saratow, sein gleich bein Hundsdirektor, um mich zu erkundige iwer dr Paakan. Dr Direktor saats, deßr gsund sei un gut glernt hät. Dr Paakan wär spraziere gange mit so a nette Hundsfraulein. Wie mer do sitze un schwäze, koom dr Paakan rei: „Gute Morge, Better Hannes,“ saatr un do hättr aach schon uf mei Schoß gsoze. Ich war awer so erschrocke un mer hätt mich schneide könne un ich hätt laa Blut gewe. Wie mer Tee gtrunke hatte, saats ich: „No, Paakan, jez wolle mr fahre, deß mr vor die Christwoch haamkumme.“ Wie mr uf dr Wolga warn, hot mr dr Paakan viel vrzählt von dene schöne Hundsfraulein in Saratow, mit dene wur oft gspaziert is. No hot er gfrogt nach euch un dr Ammiche. Ich saats, ehr werd noch schö gsund. „No vrzählt die Ammiche m Pater noch so viel heimlich ins Ohr, un dr Pater greift wohl dem Ammiche immer noch an die Brust un unnersucht ehr Herz?“ säts des vrsuchte Tier. „Was“, sat ich, „wie kannste dich unnersteh, vun unferm Herrche so was zu vrzähle, du Hundstier.“

„No jo,“ säts dr Paakan, „do brauchtr doch net bös zu wern, Better Hannes, ehr wißt des net, awer ich hun doch gsehn un ich könnt noch viel mehr vum Pater un von dr Ammiche vrzähle, ich hun doch immer die Nacht beim Pater unnerm Bett glege un hun alles ghört.“ Wie des Hundstier des saats, hot mich awer doch son Zorn ohgstose, daß ich mich net meh gkennt hun. „Was“, sat ich, „wie ich vrsteh kun, hoste net nor schwäze glernt, sondern bist aach n Gottloser gworde un vrzählt do Dinge, wu mr net vrzähle derf. Wart, du Hundsvieh, ich will dr hortig s Maul gstoppt hun.“ Zum Glück hat ichn Strick unnerm Sitz un den hun ich raustriet un mein Paakan umm Hals. „Halt, halt“, hotr do gtrische, „ich hun wahrhaftig net gloge, ich hun jo selbst alles ghört un gsehe.“ Do wor grad ne Deffnung un do hun ich des Mißgurt nei gschmissen. „So“, sat ich, „jez vrzählt nie meh vum Pater. So is die Sach, Herr Pater, jez urteilt selbst, ob ich recht gtun hun oder net.“

„Das is gut, daß dus dem so gemacht hast, der hätt mr großen Schade bringe könne, wenn der unner die gläuwig Schäflein kumme wär, der hät noch meh vrzählt.“

Demnach ist es doch besser, daß dem Vater sei Hun un Raze net schwäze könne, die Tiere täte wahrhaftig aus der Schule plaudere, dachte der Hannes.

„Nun“, sagte der Vater zum Schluß, „ich bin sehr froh, daß Sie das Hundstier weggeschafft haben und werde Ihnen sehr dankbar sein, nur sagen Sie keinem Mensch etwas von dem, was der Packan gesprochen hat.“

Der Better Hannes ging froh nach Hause und sagte zu sich selbst: „Ja, ja, der kluge Packan waas alles un ich aach“.

### Gidel ni doma.

Es war im Jahre 1890, als vom Kaiser Alexander III und seinen Ministern der Befehl ausging, daß der Druck auf die Fremdvölker verstärkt werden müsse und daß nach Verlauf einiger Jahre wenn auch nicht die ganze Welt, so doch alle Fremdvölker Rußland russifiziert sein müßten. Auf Grund dessen wurde allen Schulmeistern in den Wolgafolonien und wo solche in Rußland noch wohnten, kundgetan, daß sie im Laufe zweier Jahre sich alle deutschen Sitten und Gebräuche sowie auch das Sprechen der deutschen Sprache abzugewöhnen hätten, um nach Verlauf der ihnen von ihrem gnädigen Herrn Kaiser gegebenen Gnadenfrist als reinblütige Russen dazustehen, um dann die Verdummungsarbeit in den Schulen mit größerem Erfolg durchführen zu können. Um festzustellen, inwiefern die Schulmeister dem Willen und Befehl ihres Herrn und Kaisers nachgekommen, wurden sie einer besonderen Prüfung unterzogen, und wer dabei nicht russisch genug befunden wird, soll seines Amtes enthoben und zum Teufel gejagt werden. Als der Minister, dem es übertragen war, den Verdummungsplan auszuarbeiten, das Glück hatte, ihn dem Kaiser vorzulegen, schrieb der Kaiser darauf: „Mit größter Genugtuung gelesen und mit eigener Hand unterzeichnet mit den Worten: „Bntj po semu (So soll es sein) Alexander III.“ Zu der Zeit entstand ein großer Wirrwarr unter allen Schulmeistern. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schrien die Schulmeister aus Angst, ihr täglich Brot zu verlieren, kauften

Ich russische Grammatiken und suchten in dem Buch der Weisheit nach dem Weg der Rettung. Einige Zeit nach der Veröffentlichung dieses von Klugheit durchdrungenen Gnadenbriefes kam ein großer Feiertag; der Tag, an dem der Kaiser Nikolaus II. zum Fluch aller Völker, die in Rußland lebten, und zur Schmach und Schande vor der ganzen Welt, aber durch Gottes Gnade, den Fehler beging und den Thron seiner Väter bestieg. An diesem Tage mußten in allen Kirchen in Stadt und Land Bitt- und Dankesgottesdienste abgehalten werden mit der Bitte, daß Gott, der Herr, seinem Gesalbten noch eine Portion Verstand und Weisheit zusetzen möge. Von der Mutter Natur war der Kaiser in dieser Hinsicht sehr stiefmütterlich behandelt worden. Doch alles Bitten half nichts, der Kaiser blieb arm an Geist und Verstand bis in sein Grab. Dem Metropoliten in Petersburg (jetzt Leningrad) soll Gott gesagt haben: Ich habe euch und eurem Kaiser noch Rasputin als Ratgeber zugesellt, wenn ihr mit den zwei Prachtexemplaren nicht zufrieden seid, so macht Revolution und schafft sie aus der Welt.

Die Kirchen waren an diesem großen Feiertage fast ganz leer. Das Bitten half nichts und etwas, was des Dankes wäre wert gewesen, gab es nicht. Nur alte Weiber gingen an diesem Tage in die Kirche und dankten Gott, daß sie bald sterben würden und nichts mehr von den Blutschulden des Nikolaus und den Schandtaten Rasputins zu hören brauchten. Zu der Zeit lebte in der Kolonie D. ein bejahrter Schulmeister H., dessen verfluchte Pflicht und Schuldigkeit es war, an diesem Tage dem Herrgott und den alten Weibern was vorzumachen, was er immer ungern tat, aber heute besonders. „Vor son Kaiser soll ich aach noch bete, daß der lang regiere soll, naa wann ich wüßt, daß des Bete was helfe tät, no tät ich dem do drowe die Nachtruh net losse, bis der den Nikolaus abruse tät.“

Nun, der Schulmeister H. hatte sich auch eine Grammatik für gutes Geld angeschafft. Es muß noch gesagt werden, daß diese Sorte Bücher dank der großen Nachfrage stark im Preise gestiegen war. H. trug das Buch immer bei sich oder hatte es in der Hand, er suchte mit allem Fleiß in dieser Schrift, um russischen Verstand für seinen deutschen Kopf daraus zu finden. Seine arme Zunge mußte die verschiedensten Wendungen und Sprünge machen, wenn er

feinen deutschen Ohren ein russisches Wort klar machen wollte. Also, der Schulmeister mußte Gottesdienst halten.

„Wenn nur keine Leute kämen“, sagte der Schulmeister, „dann brauchte ich keinen Gottesdienst zu halten und könnte weiter lernen. Aber die Schepp Sophie und die krumm Colisbeth kumme gwiß, nor dena mach ich heut was vor.“ Es war Zeit und er gab ein Zeichen, und die Schulbuben quälten sich und die armen Glocken, um als treue Untertanen des Kaisers ihre Pflicht zu tun. Der Schulmeister ging in die Kirche; die Bänke waren alle leer, nur auf der ersten Bank saßen die beiden, die Schepp und die Krumm, die der Schulmeister gerne dorthin gewünscht hätte, wo der Pfeffer wächst. Die beiden hatten die Köpfe zusammengesteckt und erzählten sich die letzten Tagesneuigkeiten des Dorfes, wahrscheinlich, daß „die Schreibers Marit a jung Tochter hät.“ Der Schulmeister ging auf den Predigerstuhl, legte die Hände zusammen und den Kopf auf die Hände, alles so, wie es von einem so heiligen Manne verlangt wird. Ob er gebetet hat oder geflucht, das weis ich nicht und der Leser brauchts auch nicht zu wissen, nur wie er fertig war, hat er seine Grammatik aufgeschlagen und hat dekliniert auf russisch, und zwar das Wort „Dom“. Imenitelny Dom, Roditelny doma, Datelny domu, usw., wie das in der Grammatik gedruckt war. Als er durch war, fing er wieder von vorne an, erst die Einzahl, dann die Mehrzahl. Die zwei alten Weiber horchten und horchten. Doch da sie nichts verstanden, schaute die Schepp die Krumm an und die Krumm die Schepp. Endlich sagte die Schepp das, was die Krumm dachte, ganz leise: „Dr Schulmaastr is vrrückt worn“, und bei diesen Worten erhob sie sich auch schon von ihrem Platze, packte ihre schafwollenen Röcke zusammen und ging los. Die Krumme folgte sofort ihrem Beispiel, und als sie auf der Straße waren, liefen sie eben so schnell wie Scheppe und Krumme laufen können, die eine nach rechts, die andre nach links, wobei sie sich immer schüchtern umsahen, ob der Schulmeister nicht nachkomme. Der Schepp Sophie begegnete der Bauerhannes, und er merkte gleich, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse. „Wohin, Schepp? Mädche, du springst jo wie n ledig“.

„Jo, hör nor mol, dr Schulmaastr is vrrückt worn, geh nor mol hi in die Kerch un horch mol, was der

schwätzt; der sät immer, Gickel ni doma, Gickel ni doma, un mer kaams so vor, wie wannr gflucht hät so wie die Russe fluche, bös war r aach, er hots Buch ufgschmisse.“

Der Bauerhannes ging der Kirche zu, die Tür stand offen und er stellte sich nebenbei und hörte, wie der Schulmeister was sprach, so, wie die Schëpp ihm gesagt, von Dom und Gickel, doch wagte er es nicht, allein hineinzugehen. Da kam noch zufällig der Jörjaab, und der Bauerhannes teilte ihm die Neuigkeit mit. Sie gingen in die Kirche und ganz langsam immer näher zum Schulmeister, der die Augen zgedrückt hatte und das Wort Dom (Haus) deklinierte. Endlich faßte der Jerjaab Mut und sagte: „No, Schulmaaster, was fehlt euch dann, was schwätzt ehr dann?“

Der Schulmeister schlug die Augen auf und war sehr erstaunt, statt der zwei Weiber zwei Männer vor sich zu haben. „Mir fehlt nichts wie die russische Sprache und die will ich eben lernen.“

Als der Jerjaab dem Schulmeister erzählte, was die Weiber, die Schëpp und die Krumm, erzählt hätten, lachte der Schulmeister recht herzlich. Wenn der Schulmeister auch das Examen nicht bestand, eins hat er erreicht, die Schëpp und die Krumm kamen an den Kaisertagen nicht mehr in die Kirche und er war erlöst von der Plage und Pein, für den dummen Nikolaus um Weisheit und Verstand zu bitten.

### Was war dann bei dr Gmaa?

Die schwarze Kathrinlis war im ganzen Dorf bekannt und alle Neuigkeiten trug sie von Haus zu Haus. Wenn sie in ein Haus kam, schaute sie sich ganz schüchtern um, als fürchtete sie sich. War die Hauswirtin allein, dann sagte sie immer: „Mir sin doch allanich, s hört uns doch kaams; ich kann dr was vrzähle, awer des sag ich nor, der un sunst kaan, vrzähls nor net weiter.“ Nachdem sie sich überzeugt, daß sie nicht belauscht würden, und die Freundin ihr das Versprechen gegeben hatte, daß sie die geheimen Neuigkeiten, die die Kathrinlis selbst schon im halben Dorf verbreitet, nicht weiter erzählen wolle, ging das Erzählen los, wobei sie nach jedem dritten Worte sagte: „Des is gwiß woahr“.



Die Kathrinlis war keine häßliche Frau, und man erzählte sich, daß sie als Mädchen viel Freier gehabt habe, doch keiner machte ernst, sie mußte zuletzt noch zugreifen, daß sie den scheppen Hanwilm bekam. Der Hanwilm war lahm, aber nicht dumm, und er hatte schon lange bemerkt, daß seine Kathrinlis mit dem Gevatter Hannes liebäugelte, und er nahm sich vor, seine Kathrinlis einmal auf die Probe zu stellen. Wenn der Hanwilm von der Gemeindeversammlung nach Hause kam, fragte die Kathrinlis jedesmal: „No, was war dann heut bei dr Oma?“ Der Hanwilm mußte dann beichten, und die Kathrinlis gab dann auch ihre drei Heller dazu.

Eines schönen Tages kam er wieder von der Gemeindeversammlung und mußte seiner Kathrinlis einen Bericht machen. Sie fragte ihn einige Male, aber er stellte sich, als höre er es nicht. Endlich wurde seine Kathrinlis böse und sagte: „No, du hörst woll net?“

„So ich hör, nor wollt ich dr heut net sage, was bei dr Oma war. Du ärgerst dich“, sagte der Hanwilm.

„Nor mol raus mit, was is denn des?“ sagte die Kathrinlis.

„Ei no, wenn dus dorchaus höre willst, muß ichs sage, nor paß uff, ärger dich net. Do warn Genossener bei dr Oma, der set, die Regierung hätt bschlosse, daß jeder Mann zwaa Weiber nehme soll, do wäre so viel, wu kaa Männer hätte.“

„Do solln Gwitter nei schlage, was die net alles uffbringe, nor du bringst mr kaa ins Haus, ich kraz dera die Lage aus“, schrie die Kathrinlis, wobei sie ihre Hände nach dem Hannes ausstreckte, der es für ratsam hielt, um seine Augen keiner Gefahr auszusetzen, in den Stall zu gehen. Nach einigen Tagen war wieder Gemeindeversammlung, und nach derselben mußte Hanwilm abermals beichten. „Was war dann heut bei dr Oma?“ fragte die Kathrinlis.

„Des derse die Weibsleit net wisse.“

„Nor ich wills wisse, un wenn dus net säst, Koch ich dr drei Tag nig.“

„Do sags ichs lieber. Seit warn Genossener do, der sät, bei dr voriche Oma warn Fehler gscheh, den müßtst

ausbessern. Net jeder Mann soll zwaa Weiber nemma, sondern jede Fraa soll zwaa Männer hun; nor die Mannsleit hun do drgege protestiert."

Hanwilm schwieg und Kathrinlis auch, doch nach einigen Minuten sagte sie: „No ja, was soll mr denn do mache, wanns die Regierung hun will, muß mrs ewe tun. In dr Bivel steht jo, jedermann sei untertän der Dbrigkeit, mer nemme uns dr Gvatter Hannes, der ist gut“.

„Ja, ja“, sagte der Hanwilm, „die Bolschewiki machens kaan recht, aamol sein die Weibsleit bleidigt un aamol die Mannsleit.“

### Den hun ich kuriert.

Den Handavid sei Colisbeth hot viel mit Zahschmerze zu tun, awer rausreise hot se sich kaan losse vor gar kaan Geld. Zu ehre Schwägern hot se gsaat: „Ich loß mr kaan Joh rausreise, dr Handavid is immer kränklich un kann noch sterwe, un do muß ich vielleicht noch emol heirate, do will ich mich vorseh, daß mrs net so geht wie meiner Hannamarie, die hätt schun längstn Mann, wenn se kaa Zohlücke hätt“. Vor Weihnachte hun se Wäsch gwasche un Feiertagskuche gbacke; wahrscheinlich hat sich die Colisbeth erkühlt un hot wieder Zohschmerze kriert. Sie is bei die Schwarz Sophie gange un hot sich brauche lossa. Des hätt vielleicht aach gholse, awer wie se haam is gange, hot se dr Christjan brasselt un do worn die drei Eijer, wu se de Schwarz Sophie gewe hot, vrlorn. Drei Eijer hot die Brauchern gnumme, weil se die drei höchste Name beim Brauche nenne muß. Dr Handavid sat: „Geh bein Feldscher, der kann dr Troppe gewe“. Awer die Colisbeth hot sich gfercht, der tät er dr Zohn rausreise un wollt net geh. Do is dr Handavid bös worn un sat: „Du gehst, ich sein des Kindhalle müd un aach dei Gjammer“. So war ewa nix zu mache — sie muß geh.

Dr Feldscher worn Ruß un hot kaa Wort deitsch vrschtanne, un die Colisbeth noch weniger ruschich. Sie hat sichn Stück Speck uffn Backe gbunne, des hotr ehre Nochbarn vrrrote. Wie se bein Feldscher koom, hot der dr Backe

ufgibunne un wier des Stück Speck gseh hot, is r böß worn, hot dr Speck uf die Erd gworfe un is nachn Schrank gange, wu sei Zange drin warn. Wie die Eolifbeth des gseh hot, is se uff un hortig zum Ding naus. Am Schulhaus koom dr Taschke aus dr Groß Gaß bei se un saät: „Gell, du host Zohweh?“

„Ja“, saät die Eolifbeth.

„Do kann ich dr helse. Seit Nacht zwischich elf un zwölf gehste uffn Kerchhof, schneidst e Steckelche vum Kreuz un stichst im Maul rum, bis Blut kimmt, no spuckst de dreimol iwers Kreuz un die Sach is gmacht“.

Nach des gute Mittel hot die Eolifbeth ausgproviert, hot awer ach nix gholse. Ja s is noch schlimmer worn. Dr Handavid mußt's Kind schokle, un die Eolifbeth is rom-glaafe un wußt vor Schmerza net, in welle Eck se sollt. Grad am Weihnachtemorge koom ehr Donisschwier, un wie die des Jammern ghört hot, saät se zum Handavid: „Laaf doch hortig zum Lehrer, der hot Pastorstroppe, die helse gleich“. Dr Handavid hot sich des net zwaamol sage losse, er is hortig in die Filzstiwel gsprunge, die Kapp usn Kopp un fort war r.

Jetzt muß ich dem Leser erzählen, wie sich die Sache mit den Pastorstropfen verhält, von denen die Donisschwier sagte und die der Lehrer hatte. Der Lehrer bekam vom Pastor S. eine hemöopathische Hausapotheke geschenkt und auch die nötigen Bücher und praktizierte damit. Die Homöopathie (eine Heilmethode) lehrt, daß Zahnschmerzen oft geheilt werden können schon dadurch, daß man den Patient an der Arznei riechen läßt. Manchmal ist es aber auch ratsam, Tropfen einzunehmen. Also das ist die Geschichte von den Pastorstropfen.

Der Handavid kam zum Lehrer, und auf die Frage, was er wolle, sagte er: „Ich will Troppe gege Zohschmerze“. Der Lehrer dachte, Handavid selbst habe Zahnschmerzen und fragte ihn aus, um die Symptome (Merkmale) der Krankheit festzustellen und danach dann das entsprechende Mittel zu wählen. Nachdem der Lehrer alles ausgefragt, nahm er ein kleines Fläschchen und hielt es Handavid unter die Nase, dann noch einmal und zum dritten Mal. Dann fragte der Lehrer: „Nun, sind die Schmerzen weg?“ Der Handavid schaute den Lehrer mit großen Augen an und sagte dann

ganz ruhig und gelassen: „Ja, Lehrer, ich hun jo kaa Johschmerze, sondern mei Fraa hot“. Der Lehrer lächelte, gab Handavid Tropfen und der ging. Als Handavid weggegangen war, sagte der Lehrer zu seiner Frau: „Sich, den hun ich kuriert.“

### Dem Genossen B. seine erste Revolutionstat.

Als Pjatakow mit seiner Bande in unseren Kolonien hauste, mußte so mancher gute Genosse sein Leben lassen. Einige, die Glücklichen, fielen in offenem Kampfe, andre wurden eingefangen und auf die grausamste Art und Weise mißhandelt und zuletzt ermordet. In L. wurde er vom Schulmeister mit einem Choral empfangen und dann ging man in Gottes Namen ans teuflische Rauben und Morden. Auch Genosse B. mußte Bekanntschaft mit der Nagaika Pjatakows machen, doch kam er mit einem blauen Auge davon, lebt heute noch und hilft fleißig mit an der sozialistischen Bauarbeit. Als mir Gen. B. seine Erlebnisse erzählte, sagte er: „No ja, des warn jo net die erste Schläg, wo ich kriet hun; wie ich zehn Jahr alt war, hun ich vun mein Badder mol Schläg kriet, die ware net schlechter un net besser wie die, wum ich vum Pjatakow kriet hun“. Auf meine Frage, wie das kam, erzählte mir Gen. B. folgende Geschichte:

Wir wohnten im Kaukasus in einem Russendorf. Ich hatte einen Kameraden, den kleinen Sasche unseres Nachbarn, der zwei Jahre jünger war als ich. Alles, was ich dem Sasche sagte, tat er und seine Mutter beklagte sich oft bei meinen Eltern, daß ich ihren Sasche verführe, wobei sie immer unterstrich und sagte: „Guer A. ist jetzt schon ein Revolutionär“. Sie sah es ungern, wenn ich zu ihnen kam, schimpfte immer und jagte mich auch ab und zu einfach fort. Ich war nicht verdrossen und kam immer wieder. Es war am 15. August, also an dem Tage, wo die Früchte, das Obst und der Honig in die Kirche getragen werden zur Einsegnung. Unsere Nachbarin war eine recht fanatisch religiöse Frau, und als solche kam sie auch an diesem Tage ihrer Pflicht nach, packte alles, was eingeseget werden

solte, in einen kleinen Handkorb und machte sich auf den Weg. Doch bevor sie wegging, nahm sie ihren Sack ins Gebet und sagte ihm, daß er schön artig sein müsse und ja nicht an die Äpfel und den Honig gehen dürfe, bis sie aus der Kirche komme. „Wenn ichs auch nicht sehe, wenn du etwas nimmst, aber unser Herrgott, der dort in der Ecke steht, sieht es doch und wird dich bestrafen.“

Sie ging mit ihrem Korb in die Kirche, ich sah sie durchs Fenster und dachte: „So, jetzt kann ich zum Sack gehen, das Brummeltippe is jetzt fort“, und ich ging zum Sack. Mein Kamerad saß auf der Bank vor dem Tische, auf dem verschiedene Früchte und ein großer Topf mit Honig standen. Der kleine Junge schaute begierig nach den guten Sachen und hätte recht gerne etwas genommen, doch an die Worte der Mutter denkend und aus Furcht, daß es der Herrgott sehen würde, rührte er nichts an. Ich trat ein und meine Augen fielen sofort auf die Äpfel, Birnen und den Honigtopf, der eine besondere Anziehungskraft für mich hatte, da ich den Honig sehr gerne aß. „Sack, wir wollen Honig essen, dann auch Äpfel“, sagte ich.

„Ja, wir dürfen nicht, es ist noch nicht eingesegnet und die Mutter hat es mir verboten“, sagte Sack.

„Nun ja, die sieht es ja nicht, wir essen nur ein wenig“, sagte ich.

„Die Mutter sieht es nicht, aber sie sagte, unser Herrgott dort in der Ecke, der sieht es und wird uns bestrafen“, sagte Sack, wobei er furchtsam auf das Heiligenbild schaute.

Was machen und wie dem Uebel abhelfen? „Weißt du was, Sack, wir nehmen den Herrgott herunter, stechen ihm die Augen aus und dann sieht er gewiß nicht, wenn wir Honig essen.“

Der Plan gefiel auch Sack, und wir gingen sofort zur Tat über. Ich übernahm die Augenoperation, und das Tischmesser mußte mir als Instrument dienen und schnell hatte ich dem Ruffen-Herrgott eine gründliche Operation gemacht, ohne ein Ach und Weh zu hören. Dann stellten wir den Herrgott wieder an seinen Platz, doch mit dem Gesicht der Wand zu, und machten uns an den Honigtopf. Alles schien gut zu gehen, der Honig schmeckte ausgezeichnet, doch da geschah ein Unglück. Der Honig war noch in den

Waben (Kosen) und in einer Zelle eine Biene versteckt. Die stach meinen Tasche in die Lippe und er schrie auf: „Ja, siehst du, unser Herrgott hat mich bestraft, demnach hat die Mutter doch recht“. Ich tröstete und überredete ihn, der Mutter nichts zu sagen. Kaum hatten wir ein wenig Ordnung gemacht, als auch schon die Mutter des Tasche erschien. Sie schaute sich sofort im Zimmer um und sah, daß das Heiligenbild mit dem Gesicht nach der Wand zustand, lief hin und drehte dasselbe. Als sie sah, welche gefährliche Operation ihr Schutzpatron durchgemacht und jetzt ohne Augen war, griff sie sich nach dem Kopf und schrie: „Ach Gott, ach Gott, was ist da geschehen?“ Tasche zitterte vor Angst und sagte: „Mutter, nicht ich habe dem Herrgott die Augen ausgestochen, sondern der A.“ Sie griff nach der Ofengabel, um sich für ihren Herrgott zu rächen, doch gelang es mir, schnell durch die Tür zu entkommen, ohne mit der Ofengabel Bekanntschaft zu machen.

Ich lief nach Hause, doch schon nach einigen Minuten erschien unsere Nachbarin mit ihrem blinden Herrgott. Sie erzählte unter Weinen, Beten und Fluchen alles meinen Eltern. Mein Vater beruhigte sie und versprach ihr, einen neuen Herrgott zu kaufen, was er auch tat. Acht Rubel kostete meinem Vater diese meine erste Revolutionstat, und ich bekam dafür eine sehr gründliche und fühlbare Strafe.

### Do will ich net nei.

Vor der Revolution lebte in den Wolgafolonien ein sehr braver Mann, dem man nichts nachsagen konnte und den kein Hund anbellte, wie unsere Kolonisten sagen. Nur eine Schwäche hatte er: er konnte keinen Vater, keinen Pastor, keinen Popen ruhig ansehen und wahrscheinlich deshalb, weil seine Frau einen Halbbruder hatte, der Pastor war. Wenn er bei einem guten Freunde saß und seine Frau ihn nicht sehen und hören konnte, sagte er immer: „Alles, was schwarz is un mit dene Schwarze in Freindschaft steht, kann ich net leide“. Nun jedenfalls hatte er Grund und Ursache, dieses zu behaupten, nur nähere Erklärung gab er keinem Menschen, und wenn jemand fragte über das Wie

und Warum, so sagte er nur: „Wer mit der Katz geeght hot, waack, wie se zieht“. Seine Frau war in jeglicher Hinsicht das Gegentheil. Sie hatte viele Fehler, doch war sie in Worten sehr heilig und besuchte nicht nur fleißig die Kirche, sondern auch die Versammlungen der Brüder. Wenn sie am Sonntag in aller Frühe von den Hühnern ihrer Nachbarn eins einfangen konnte, so gab es Nudelsuppe mit Hühnerbraten, und dieses Glück begegnete ihr mehr als einmal im Jahre. Wenn sie dem Huhn in einer Ecke, ohne gesehen zu werden, den Kopf abgehackt hatte und dasselbe nicht mehr schreien konnte, so sagte sie immer: „Gottlob und Dank“. Nachdem sie dasselbe gerupft und gezupft, ging sie mit „ruhigem und reinem Gewissen“ in die Kirche, setzte sich auf die erste Bank und nickte fleißig mit dem Kopfe. Manchmal drückte sie auch so lange, bis aus der Nase ein Tropfen Wasser kam und wischte dann mit ihrem Taschentuche immer an den Augen rum, bis sie recht rot waren und ihre Nachbarinnen glauben mußten, sie habe geweint. Nach dem Gottesdienste ging sie mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen ihrem Hause zu. Das Mittagessen wurde auf den Tisch gestellt, die fromme Frau richtete ein Auge auf die fette Nudelsuppe, das andere auf das schön gebratene Huhn, dann alle beide nach oben, und die Hände auf der Brust schön zusammengefaltet, betete sie: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheeret hast.“ Doch der zu dem gestohlenen Huhn geladene Gast kam nicht, was der frommen Frau auch recht war.

Der Mann kam dem Hühnerbraten auf die Spur, er zählte seine Hühner und mußte feststellen, daß sie immer alle da waren, auch dann noch, als seine Frau schon zehn gegessen hatte. Wenn seine Frau Nudelsuppe und Hühnerbraten auf den Tisch brachte, an solchen Sonntagen hatte ihr Mann seinen Fasttag. Sie, seine fromme Frau, vermahnete ihn dann ernstlich und sagte, daß es eine Sünde sei, eine solche gute „Gottesgabe“ zu verschmähen. Er, der brave Mann, um allen Streit zu vermeiden, schwieg stille und dachte das, was er hätte sagen sollen. Seinen Nachbarn, die ihm klagten, daß ihnen Hühner fehlten, sagte er, sie sollten sie besser einsperren, da er einen Iltis in seinem Hofe bemerkt habe. Außer diesen langen Fingern hatte die fromme Frau auch eine lange Zunge, und die machte dem

braven Better Karl zu schaffen, so daß er manchmal die Flucht ergriff und bei seinen Hühnern und Schafen im Stalle Zuflucht suchte. „Alles wollt ich noch gern trage, wann nor die vrsucht Zung net wär“, sagte der Better Karl und schaute dabei den Hahn, den er beneidete, fragend an. „Ja, ja, du host gut Krakfüß mache, nor wenn du a Hinkel häst mit sora lange Zung wie mei Fraa ani hot, no vrgänge dr die Späß“, sagte der Better Karl. Nun, er mußte eben diese Last tragen, doch einmal geschah etwas, was ihn aus der Fassung und aus dem Gleichgewicht brachte, und zwar folgendes: Er war auf dem Hof und seine Frau im Zimmer, da hörte er sie singen und ging näher ans Fenster. Sie sang: „O daß ich tausend Zungen hätte.“ der Better Karl erschrak, sprang ans Fenster und rief: „Ach Gott, naa Fraa, des bitt net vum Gott, du host mit aaner zuviel“.

Viele lange Jahre mußte der Better Karl unter dieser Zungenpeitsche leiden tagaus, tagein. Doch da geschah ein Unglück mit seiner Frau, das ihm auf einige Wochen ein ruhiges Leben sicherte. Seine Frau bekam Zahnschmerzen, und da alle Mittel und Mittelchen versagten, mußte sie sich entschließen, den Zahn herausziehen zu lassen. Sie ging zum Arzt, der kurzfristig war. Der Arzt untersuchte die Zähne, um festzustellen, welcher Zahn krank sei. Er beklopfte die Zähne, wobei er immer fragte, welcher Zahn schmerze. Gewiß wäre die Sache glücklich verlaufen, wenn die lange Zunge der Wes Marie sich nicht eingemischt hätte. Sie, die lange Zunge, nahm regen Anteil bei der Untersuchung des kranken Zahnes. Die Wes Marie legte ihre Zungenspitze auf den kranken Zahn und sagte: „Der is s“. Der Arzt nahm die Zange, um den Zahn zu entfernen, doch aber auch da wollte die Zunge der Wes Marie mithelfen und streckte sich nach dem Zahn. Der Arzt griff schnell zu, wobei er aber nicht nur den Zahn mit seiner Zange festgriff, sondern auch die Zungenspitze. Eine schnelle Handbewegung, und der Arzt hatte nicht nur den Zahn, sondern auch ein Stückchen Zunge aus dem Munde entfernt. „So, so, schon alles fertig“, sagte der Arzt, und um seine Patientin zu beruhigen, zeigte er ihr den Zahn. Doch die Wes Marie jammerte weiter, und auf alle Fragen des Arztes brachte sie nur ganz unverständliche Laute hervor wie: e=e=e=le=me. Der



Arzt, dem die Sache dumm vorkam, besichtigte noch einmal seine Zange und den Zahn, und da sah er das Stückchen Fleisch. Oh weh, dachte er, was soll das geben? Doch ändern konnte er an der Sache nichts — das Unglück war geschehen. Die Leser werden ja wissen, daß die Zunge ein sehr empfindliches Organ ist und daß man bei der kleinsten Verletzung dieses Organes nicht sprechen kann. Die Wes Marie hätte ja gut ein Stückchen von ihrer langen Zunge verlieren können, sie hätte doch noch genug gehabt, doch das Unglück war, daß durch den Verlust des kleinen Stückchens die ganze Zungenarbeit lahmgelegt wurde.

Dem Arzt, der ein guter Freund des Betters Karl war, wurde es doch unheimlich, und er schrieb sofort einen Zettel dem Better Karl, in dem er ihm den ganzen Hergang der Sache erklärte. Die Hauptschuld traf natürlich die Zunge. Die Wes Marie nahm den Zettel und eilte ihrem Hause zu. Sie trat ins Zimmer zu ihrem Karl, warf ihm den Zettel auf den Tisch und fing an, mit den Händen in der Luft zu fuchteln, wobei sie immer die allerunverständlichsten Laute, wie la-a-scha-me hervorbrachte. Der Better Karl machte große Augen, und ihm kam schon der Gedanke, seine Frau sei wahnsinnig geworden. Endlich nahm seine Frau den Zettel und warf ihn ihrem Manne hin. Der nahm den Zettel, der ihm Aufklärung über die ganze Geschichte gab und in dem der Arzt sich sehr entschuldigte und schrieb: „An dem Unglück ist vor allen Dingen ihrer Frau ihre Zunge schuld. Wie Sie wissen, bin ich kurzsichtig und habe nicht gesehen, daß die Zunge, anstatt sich zurückzuziehen, um der Gefahr zu entgehen, mit der Spitze sich bis zu dem Zahn vorschob, so daß ich sie greifen mußte.“ „Ja, ja“, sagte der Better Karl zu sich selbst, „immer und in allen Fällen war diese Zunge, wo sie nicht sein sollte und so mußte sie in Gefahr kommen und ihre Fertigkeit bestraft werden.“ Es vergingen Wochen, der Better Karl lebte ruhig, seine Frau mußte, ob sie wollte oder nicht, ihre Zunge ruhig verhalten. Der Arzt, der dem Better Karl auf der Straße begegnete, fragte denselben nach dem Befinden seiner Frau, wobei er sich wieder entschuldigte. Doch der Better Karl war weit davon entfernt, dem Arzte zu zürnen. Im Gegenteil, als sie sich verabschiedeten, sagte der Better Karl zum Arzt: „Es ist kein Unglück so groß,

es ist immer ein Glück dabei; ich bin Ihnen sehr dankbar; denn solange die Zunge noch nicht heil ist, kann ich ruhig leben.“

Doch Zeit heilt Wunden, und auch die Zungenwunde der Wes Marie heilte und konnte wieder regen Anteil nehmen, wenn recht viel geschwaßt und wenig getan werden sollte. Ja es hatte den Anschein, und der Better Karl behauptete es mit Bestimmtheit, daß nach dieser Operation die Zunge der Wes Marie noch viel fleißiger arbeitete als vor derselben, als wolle sie alles nachholen. Nun, es vergingen Jahre, und so manches Huhn wurde auf dem Better Karl seinem Hof vom Iltis gefangen, von der Wes Marie gerupft und in der Nudelsuppe gekocht. Die Füße der Marie mußten auch ihr Teil an dem schweren Tagewerk beitragen und liefen, mit dem Oberkörper der Wes Marie belastet, von Haus zu Haus, woselbst sie sich ausruhen durften, bis die Wes Marie mit den Gevatterinnen ihre Zungenarbeit erledigt hatte. Dann gings weiter. Doch nichts währt ewig, alles hat seine Grenze und sein Ziel, an dem angekommen, es dann kein Weiter gibt. Auch die Wes Marie mußte endlich an diesem ihr bestimmten Endpunkt ankommen, und sie kam an. An einem kalten regnerischen Herbsttage blieb sie allzulange in ihrem Obstgarten und wartete ab, bis alle Leute aus den Gärten heimgegangen waren. Dann untersuchte sie die Aepfelbäume in den Nachbargärten und diejenigen, die die schönsten Aepfel trugen, beunruhigte die Wes Marie so lange durch Stoßen und Schütteln, bis sie ihre schönen Früchte auf die Erde fallen ließen, die dann die Wes Marie schnell in einen Korb sammelte, um sie gut aufzubewahren, daß sie in der Nacht nicht gestohlen würden. Schwerbeladen, durchnäßt kam sie als letzte und fleißigste Bäuerin ins Dorf. Viele solche Strapazen, wie unsere Kolonisten sagen, hatte sie in ihrem Leben durchgemacht, doch diese war die letzte. Sie wurde ernstlich krank. Der herbeigerufene Arzt, derselbe, der ihr einst die Zungenoperation gemacht hatte, mußte feststellen, daß sie eine gefährliche Zungenentzündung habe und wahrscheinlich sterben werde. Sie hatte hohe Temperatur und phantasierte. Ganze Nächte mußte der Better Karl an ihrem Bette sitzen, und so manches, was er nicht wußte, wurde ihm aus dem, was seine Frau sprach, klar. Manchmal setzte sie sich ins Bett, suchtelte mit der Hand und rief:

Pi = pi = pi, dann erfaßte sie ein Riffen, steckte es unter die Decke und sagte: „Gottlob und Dank“. Auch von Äpfeln, Abendmahlswein und anderen Dingen erzählte sie. Nach einigen Tagen wurde sie ruhiger, und die Besinnung kehrte auch wieder zurück. Sie verlangte den Pastor, der ihr das Abendmahl geben sollte. Der Pastor kam, die Wes Marie war jetzt schon überzeugt, daß sie ihr Handwerk aufgeben mußte, und um als gute Christin zu sterben, beichtete sie alles. In dieser Beichte spielten die Nachbarshühner, Äpfel, Kartoffeln, Kraut und andere Dinge keine kleine Rolle. Auch war sie mit der Vergangenheit ihrer langen Zunge nicht zufrieden und hatte vieles an der Tätigkeit derselben auszusetzen. Nach diesem Abrechnungsbericht, der vom Geistlichen als genügend und befriedigend anerkannt wurde, wurde ein Strich über die ganze Rechnung gemacht, und der Geistliche stellte ihr kraft seines Amtes ein Sittenzeugnis aus, auf Grund dessen sie direkt, ohne von der Wache angehalten zu werden, in den Himmel fahren konnte. Nach zwei Tagen trat sie diese Reise an, und wie der Leser aus dieser Erzählung ersehen wird, kam sie auch glücklich an ihrem Bestimmungsort an. Es ist ja wahr, daß Petrus, als er sie empfing, sie noch einmal gründlich untersuchte, ob sie kein Huhn, keinen Apfel oder andere irdische Dinge ihren Nachbarsleuten entwendet und mitgeschleppt habe. Doch er fand jetzt nichts. An dem ausgestellten Sittenzeugnis zweifelte Petrus schon ganz und gar nicht, da es Nummer und Siegel eines gut angeschriebenen Geistlichen trug, der für gewissenhafte Arbeit, Verdummung und Verführung der Armen ein goldenes Kreuz vom Konsistorium bekommen hatte. Also war alles nach den im Kirchengesetz vorgesehenen Regeln in Ordnung, und die Marie konnte eintreten. Ich muß noch sagen, daß der Better Karl beim Abschied von seiner Marie geweint hat, ob es aber Leidens- oder Freudentränen waren, konnte nicht festgestellt werden, da das Wasser eben immer einerlei aussieht, wenn es in Tropfen fällt. Ein Spaßvogel sagte: „Der Better Karl kann heut singen: Fahr hin mein Weib, Gott will dich haben und ich hab nichts dagegen; genug zu tun mit dieser Gabe hat ich mein ganzes Leben“. Nun, die Wes Marie ist jetzt an Ort und Stelle, und weil man von Toten nur Gutes reden soll, der Wes Marie aber so etwas nicht

nachgeredet werden kann, so lassen wir sie, wo sie ist und sprechen von ihr jetzt nichts mehr, sondern wir wollen beim Better Karl noch ein Weilchen verweilen und zusehen, wie es ihm ohne seine Marie als Witwer gehen wird.

Der Better Karl war noch stark und gesund, ungeachtet dessen, daß er schon das erste halbe Hundert überlebt hatte. Alle dachten, er werde noch einmal heiraten. Doch sie irrten sich, die guten Leute. Als ihn ein Freund fragte, ob er sich nicht eine Gehilfin nehmen wolle, sagte er: „Einmal gefreit und des hot mich greit“, und damit aus. Er lebte ganz ruhig. Die Hühner der Nachbarsleute konnten, ohne Gefahr zu laufen, ihre Köpfe zu verlieren, ganz offen mit seinen Hühnern gute Kameradschaft pflegen. Sogar sein schöner großer Hahn machte die schönsten Kratzfüße, wenn ein schönes Nachbarhuhn zu Gast kam. Die Obstbäume in den Nachbargärten brachten eine reichere Ernte. Also Better Karl, Hühner, Obstbäume, Krautköpfe, Kartoffelstücke — alles lebte jetzt ruhiger und die Nachbarsleute auch. Nur die Dorfpost hatte ihren besten Briefträger in der Person der Marie verloren. Es vergingen zehn Jahre, der Better Karl führte wie immer ein ehrbares Leben. Doch auch er konnte nicht ewig leben, und der Sensenmann klopfte auch bei ihm an. Er wurde krank; sein Sohn Karl ging zum Geistlichen und sagte ihm, daß sein Vater schwer krank sei und wahrscheinlich sterben müsse und bat ihn, er solle ihn doch besuchen. Das tat der Karl aber ohne Mitwissen seines Vaters. Der Geistliche sagte, daß er den Better Karl nicht besuchen könne, da er nie in den letzten zwanzig Jahren die Kirche besucht, noch zum Abendmahl gegangen sei. Alles Bitten schien nichts zu helfen. Da sagte Karl so etwas wie von 5 Rubel, und der Geistliche änderte sofort seine Meinung, und schon am anderen Tage besuchte er den Kranken. Der Better Karl hatte auf diesen Gast nicht gewartet und schaute ihn mit großen Augen an. Auf die Frage des Geistlichen, wie es ihm gehe, sagte der Better Karl kurz und laut: „Sehr gut“. Der Geistliche fragte ihn, ob er nicht beichten wolle. Der Better Karl sagte, daß er nichts zu sagen habe und sich selbst zurecht finden könne. Nach einigen Tagen starb der Better Karl und wurde vom Pastor beerdigt, obwohl derselbe dazu nach dem Kirchengesetz nicht das Recht hatte. Doch

die zehn Kubel, die er bekam, machten ihm seine Brillengläser fettig, so daß er den Punkt im Kirchengesetz an diesem Tage nicht finden konnte. Der Better Karl ging immer sein ganzes Leben den schmalen Weg der Unterdrückten, die allerärmsten Leute im Dorfe, die unter dem Joch der Ausbeuter schmachteten, waren seine Freunde, und so hätte er doch gewiß eher ein Recht gehabt, in einen Himmel zu kommen als seine Marie. Doch er sollte in die Hölle, weil er ein Revolutionär war und die Kirche nicht anerkannte. Er kam an die Himmelstür und klopfte an. Doch Petrus suchte alle Bücher durch und konnte seinen Namen nicht finden. Ein Sittenzeugnis hatte er auch nicht. Endlich fragte Petrus, ob er Bekannte hier habe. „No, sein dann kaa vum Bergdorf drin?“ fragte Karl.

„Ja“, antwortete Petrus, „do is dr dick Peter, dr Duschschlachter Hanneswilm un noch einige.“ Karl schüttelte den Kopf. „Daß die schlechte Kerl all im Himmel sei, des kann ich mir net erkläre“, und er wollte schon weiter gehen. Da rief Petrus: „Hör mol, Karl, du bist wohl dr Marie ehr Mann?“

„Ja, der sein ich. Wu is denn die?“ stellte Karl die Gegenfrage.

„Die is do hin“, sagte Petrus.

Karl fragte sich hinter den Ohren, er dachte an die Marie ihre lange Zunge, an die Nudelsuppe und Hühnerbraten, an die Ungerechtigkeit des dicken Peter und an dem Hanwilm seine Duschschlachtereie und fragte noch einmal: „Is die Marie un all die Kerls drin?“

„Ja, ja“, sagte Petrus.

„No do loß nor zu, do will ich weiter geh, die hun mir uff dr Erd gnug zu schaffe gmacht un do will ich mir ruhiges Plätzche suche.“

# Inhaltsverzeichnis.

|                                                                                                 | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Gel, Gänse, du host aach gheirat? . . . . .                                                     | 3     |
| Wenn ich Kaiser wär . . . . .                                                                   | 4     |
| Praktische Durchführung der Revolution am Klößkessel . . . . .                                  | 5     |
| Sich, der hot die Wahrheit gsaat . . . . .                                                      | 6     |
| Ich geh net meh in die Kawack . . . . .                                                         | 7     |
| Wie ich dehaam fort sein ganga, hotr noch a bische gschnaust .                                  | 8     |
| Die Kameler vrstehe net deitsch und net ruschich, die müsse mr<br>vum Hof . . . . .             | 10    |
| Die Gotteslästerung . . . . .                                                                   | 12    |
| Bestrafe sie mit Gotteswort . . . . .                                                           | 13    |
| Wie der Schulmeister R. 25 Rubel Zusatz bekam . . . . .                                         | 14    |
| Sie sein bei dr Wäsch . . . . .                                                                 | 18    |
| Wenn des glücklich, is alle Leit gholse . . . . .                                               | 20    |
| Wiewer Gott, wenn de ohhängst zu segne, no waast de jo net,<br>wann du uffhöre sollst . . . . . | 21    |
| Ich nimm se alle drei . . . . .                                                                 | 23    |
| Der Pater U. und sein kluger Hund . . . . .                                                     | 25    |
| Sickel ni doma . . . . .                                                                        | 29    |
| Was war dann bei dr Gmaa? . . . . .                                                             | 32    |
| Den hun ich kuriert . . . . .                                                                   | 34    |
| Dem Genossen B. seine erste Revolutionstat . . . . .                                            | 36    |
| Do will ich net nei . . . . .                                                                   | 38    |

---